Heft 8 1936
August

Reichs-Elternwarte

Das Organ der Schulgemeinden

Erscheint in Berlin
monatlich

Preis
25
Rpfg.
frei Haus

Die Märchenstunde

(zum Aufsatz auf Seite 263)

Aufnahme Elisabeth Hase

Inhalts-Übersicht

	Seite
Der Stellvertreter des Führers an die Jugendführer	256
Frau Frances Magnus-v. Hausen: Mütterliche Atmosphäre	257
Martin Schumacher: Lehrer lernen	258
Luise Treptow: Flockchen und Bockbein	262
P. Rausch: Mutter, das deutsche Märchen ruft Dich!	263
Hans Scheffler: Gerümpel? – Nein, Spielzeug	265
Albrecht Schäfer: Wenn doch bloß erst die Ferien vorüber wären	266
Das Haus der deutschen Erziehung in Bayreuth	270
Engelbert Hertel: Denkt an die Vornamen	272
Hermann Bauer: Etwas vom Lesen	276
Franz Baumeister: Der Kreislauf des Lernmittelbeitrages für den Unterrichtsfilm	278
Johannes Otto: Von „Krämpfen" geheilt!	281
Was könnte unser Mädel werden?	
Frau Gerda Simons: Wir gehen ins Büro	282
Elisabeth Zinke: Wege zur Mädchenfortbildung auf dem Lande	284
Was könnte unser Junge werden?	
Hans Hajek: Der Kellner	285
Kurzweil am Feierabend / Amtliche Mitteilungen	

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Was könnte unser Mädel werden?	Heft
Die Volkspflegerin	1/1935
Die ländliche Haushaltspflegerin	2/1935
Die städtische Haushaltspflegerin	4/1935
Die Krankenpflegerin	7/1935
Die Säuglings- und Kleinkinderpflegerin	3/1935
Die Kindergärtnerin (Hortnerin, Jugendleiterin)	1/1935
Die Kinderpflege- und Haushaltsgehilfin	3/1935
Die bäuerliche Wirtin (Oberwirtin)	2/1935
Die Koloniallandwirtin	2/1936
Die Lehrerin der landwirtschaftlichen Haushaltskunde (Lehrfrau)	2/1935
Die Lehrerin für rhythmische Erziehung	3/1936
Die Gärtnerin	6/1935
Die Fotografin	1/1936
Die Bibliothekarin	2/1936
Die Apothekerin, ein Brief	6/1936
Die Verkäuferin	4/1936
Die technisch-wissenschaftliche Assistentin	5/1935
Die soziale Betriebsarbeiterin	5/1936
Das Mädel im Arbeitsdienst	7/1936
Was könnte unser Junge werden?	
Der Bauer (praktischer Landwirt, Molker, Gartenbauer)	1/1935
Der Koloniallandwirt	1/1936
Der Führer im Arbeitsdienst	4/1935
Der Förster	2/1935
Der Bildhauer	6/1935
Der Töpfer (Ofensetzer)	7/1935
Der Drogist	2/1936
Der Huf- und Wagenschmied	3/1936
Der Kupferschmied	3/1936
Der Schuhmacher	4/1936
Der Schneider	4/1936
Der Schornsteinfeger	5/1936
Der Bildberichterstatter	7 1936
Die Laufbahnen der Deutschen Reichspost	6/1936
Wie kommt der Junge zur Handelsmarine?	3/1935
Wie kommt der Junge zur Kriegsmarine?	5/1935
Wie wird mein Junge Landjahrführer?	4/1936

Amtliches

Der BdM. hilft bei der Ernte.

Die Reichsreferentin des BdM., Trude Bürkner, hat zur Teilnahme am Mädellanddienst aufgerufen. Gleichzeitig ist in einer amtlichen Verfügung mitgeteilt worden, daß die landwirtschaftliche Tätigkeit der Mädel als Ersatz für die Arbeitsdienstpflicht angesehen wird. Diese landwirtschaftliche Tätigkeit muß allerdings nachweislich vor dem 1. Oktober 1937 geleistet werden und zwar mindestens neun Monate lang in einem freien landwirtschaftlichen Arbeitsverhältnis, in der Landhilfe oder in einem landwirtschaftlichen Umschulungslager des BdM.

Welchen Sinn hat nun der Mädellanddienst und wie arbeiten die Mädel aus der Stadt auf dem Lande?

Anmeldungen von Mädeln, die für einige Zeit in der Landwirtschaft tätig sein wollen, werden dringend benötigt. Die Anmeldungen sind an das Soziale Amt der Reichsjugendführung, Berlin NW. 40, Kronprinzenufer 10, zu richten. Jedes Mädel, das sich gemeldet hat, wird — nötigenfalls nach einer Umschulung — einer bereits bestehenden Mädellanddienstgruppe, die im allgemeinen 6 bis 20 Mädel umfaßt, zugewiesen. Die Gruppe wohnt durchweg in einem gemeinsamen Heim, das von der zuständigen Dorfgemeinschaft zur Verfügung gestellt und unterhalten wird.

Die Mädel sind teils mit auf dem Felde, teils in der ländlichen Hauswirtschaft tätig und helfen der Bäuerin beim Aufräumen des Hauses, bei leichten Stallarbeiten, beim Kochen, Melken, Buttern, in der Garten- und Feldarbeit. Sie stehen mit dem bäuerlichen Betrieb in einem regelrechten Arbeitsverhältnis und erhalten je nach Alter und Leistung im einzelnen 10 bis 40 RM. im Monat. Jedes Mädel hat die Pflicht, von seinem Wochenlohn einen Tageslohn für die Bildung eines Pflichtsparschatzes zurückzulegen, über den sie insgesamt erst beim Ausscheiden aus dem Landdienst verfügen darf. Die Mädel gehen morgens an ihre einzelnen Arbeitsstätten, wo sie den ganzen Tag über tätig sind. Sie erhalten in jedem Falle eine bestimmte Freizeit, die sich nach den einzelnen bäuerlichen Betrieben richtet. Abends kommen die Mädel wieder in ihr Heim zurück, wo sie an bestimmten Abenden mit dem zuständigen BdM. Singeabende für die Dorfgemeinschaft abhalten oder auf andere Weise sich in das dörfliche Gemeinschaftsleben stellen.

Jede Landdienstgruppe wird von einer besonders hierfür geschulten Führerin, die in jedem Falle dem BdM. angehört, geleitet. Diese Führerin steht genau wie ihre Kameradinnen mit einem bäuerlichen Betrieb in einem regelrechten Arbeitsverhältnis – nur wird ihr für ihre Führerinnentätigkeit etwas mehr Zeit gelassen. Die Verpflegung im Lager wird meistens von den Bauern bestritten, die Naturalien liefern.

Um diejenigen Mädel, die noch nie vorher in der Landwirtschaft tätig waren, auf den Landdienst vorzubereiten, hat die Reichsanstalt gemeinsam mit dem BdM. achtwöchige landwirtschaftliche Umschulungslager eingerichtet. Die Mädel müssen sich verpflichten, ein Jahr auf dem Lande zu bleiben. Die Reichsanstalt zahlt für diese Umschulungslager einen täglichen Förderungssatz für jedes Mädel.

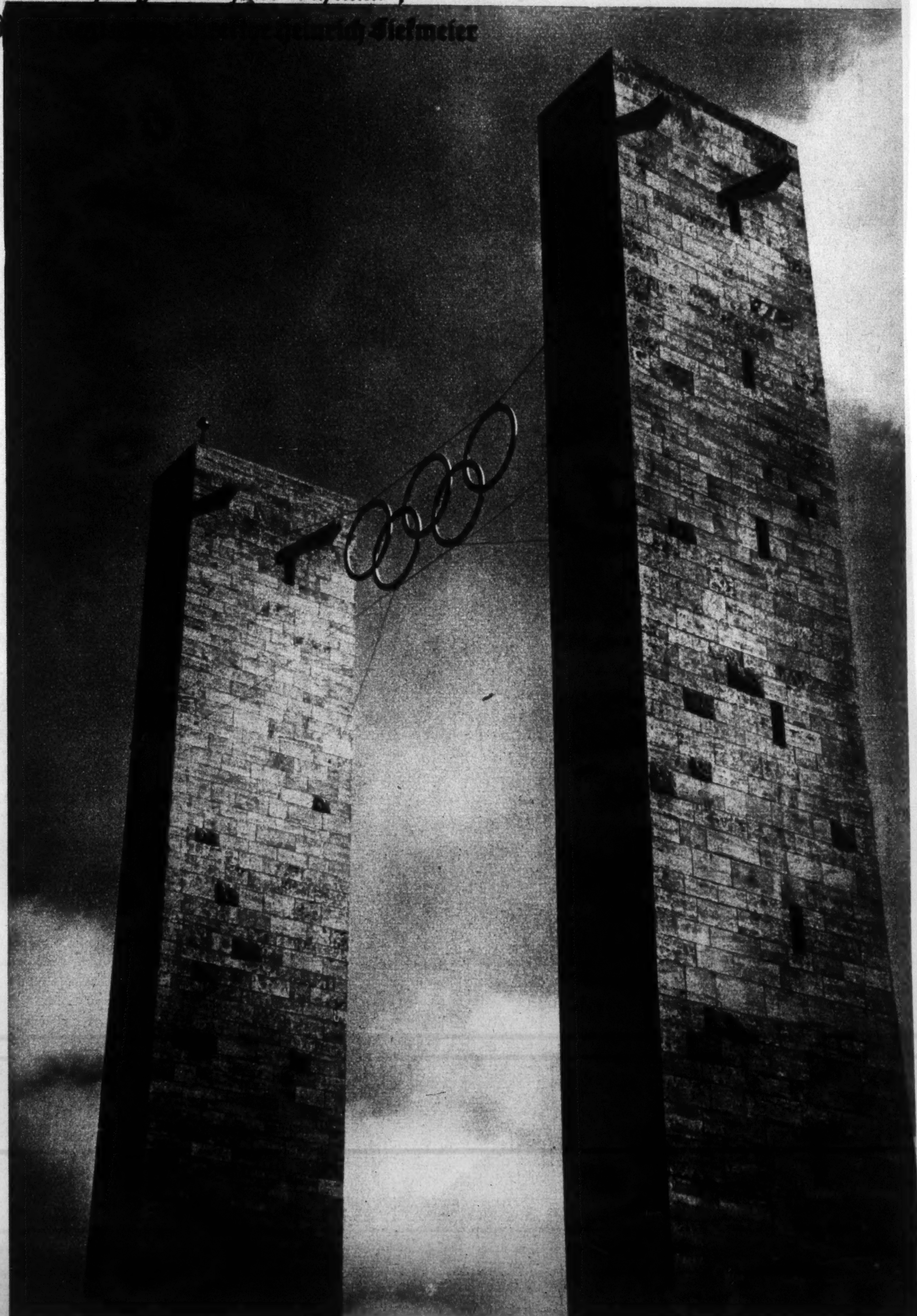
Reichs-Elternwarte

Heft 8 1936
August

Das Organ der Schulgemeinden

Begründet im Auftrage von Hans Schemm †

Herausgegeben d[illegible] Heinrich Siekmeier



Unter diesem Zeichen kämpft die Jugend der Welt in friedlichem Wettstreit um den schönsten Lohn — die Ehre

Aufnahme Curt Ullmann

Der Stellvertreter des Führers:

Meine jungen Kameraden!

Es hängt wirklich nicht von den gezählten Lebensjahren ab, ob einer jung ist, und es wäre ein schwerer Fehler und ein großer Nachteil für die Nation, wollte man die „Jungen", die reicher an Jahren sind, aus der Arbeit für die Bewegung, für das Volk und für die Nation ausschalten. Denn diese Männer haben von vornherein zu ihrem jungen Wesen die Ergänzung, daß sie Kenntnisse, daß sie Erfahrung und Klarheit des Urteils mit sich bringen, die sie das Leben gelehrt hat und die man — das hat mich wiederum meine Arbeit gelehrt — nicht unterschätzen darf. Und ich glaube, meine jungen Kameraden, wenn Sie einmal viel älter sein werden, werden Sie dies noch besser verstehen können, als heute.

Erziehen Sie die Jugend, die Ihnen anvertraut ist, zur Achtung vor den Könnern, gleich welchen Alters. Erziehen Sie sie zur Achtung vor der Persönlichkeit. Die Anerkennung der schöpferischen Persönlichkeit, der Persönlichkeit überhaupt, ist, wie Sie wissen, eine der Grundlagen der Bewegung. Sie wissen, daß der Führer in jeder seiner Reden den Wert der Persönlichkeit immer wieder betont hat. Sie wissen, daß in den Zeiten des Kampfes, zusammen mit dem Gedanken des Wertes der Rasse und der Reinheit der Rasse, die Idee der Persönlichkeit bei uns führend war, wie sie noch heute führend ist. Nicht nur derjenige, der sichtbar auf der Bühne des politischen und geschichtlichen Lebens der Nation steht, auch wer als einfacher Nationalsozialist mehr im Hintergrunde steht, muß eine Persönlichkeit sein!

Pflanzen Sie Ihren Jungen auch die Achtung vor den Ahnen ein. Die Achtung vor denen, die vor uns waren, ohne die wir nicht wären und ohne die wir nicht so wären, wie wir sind. Von jedem Ahnen haben wir einen Teil in uns. Wenn wir die Ueberzeugung haben, daß wir etwas sind und etwas zu bedeuten haben, so wissen wir zugleich, daß in unserer Erbmasse uns von unseren Vorfahren die Elemente vererbt sind, mittels derer wir zu dem wurden, was wir darstellen. Und Ihr sollt die Ueberzeugung haben, daß Ihr etwas bedeutet! Um so mehr müßt Ihr Achtung haben vor denen, denen Ihr dies verdankt. Wir müssen Achtung vor denen haben, denen wir verdanken, daß wir jeder an seinem Platz Führer sein können in schweren Zeiten der Nation.

Macht Euch stets klar, daß die Verantwortung, die Ihr tragt, indem Ihr die Jugend unseres Volkes heranbildet, eine unerhört schwere und große ist. Ihr sollt ja besonders der Jugend das Können unseres Volkes übermitteln und in ihr weiterentwickeln. Ihr wirkt mehr als ein anderer Führer der Bewegung an der Neugestaltung des kommenden Volkes mit, an der geistigen sowohl wie auch an der körperlichen, weil Ihr ja mehr als andere Führer die jungen Menschen vor Euch habt, die in die künftige Zeit, in das werdende Volk hineinwachsen.

Ihr habt ein schweres Amt, ich weiß es. Ihr sollt stets vorbildlich sein, sollt stets mehr innere Haltung haben als andere. Aber Ihr habt zugleich das schönste Amt. Denn es ist das Schönste, so intensiv zu arbeiten an unserer Jugend und damit an unserer Zukunft.

Denkt an das Schöne, das Euch besonders gegeben ist: Ihr predigt nicht eine Idee im luftleeren Raum, sondern Ihr arbeitet für eine Anschauung vom Leben, die sich bereits in der Wirklichkeit, im Leben als richtig erwiesen hat. Denn alles, was heute geschaffen wird, was entstanden ist an neuen Formen des Lebens unseres Volkes, aber auch an neuen Bauten, an neuen Straßen, an Autobahnen und an neuen sozialen Einrichtungen, alles entstand doch nur in der Durchführung der grundsätzlichen Idee, die Ihr predigt und für die Ihr schafft

Wir stehen im Kampf. Alles, was ist, was auch besonders heute in Deutschland ist, verdankt sein Dasein dem Kampf; dem Kampf der langen Jahre vor der Machtergreifung, dem Kampf, der nach der Machtergreifung in einer anderen Form durchgeführt wurde und durchgeführt wird. Ihr kämpft diesen Kampf mit und Ihr dient und predigt Ideen von Weltbedeutung.

Wenn man hinausgeht in die übrige Welt, erst dann kann man ganz ermessen, was sich in Deutschland bereits abgespielt hat in den wenigen Jahren nach unserer Machtergreifung. Wie anders sich plötzlich die Völker draußen, trotz Hetze und Lüge, dem einzelnen Deutschen gegenüber verhalten, wie sie doch eine hohe Achtung haben vor unserem Volk und vor unserem Führer und wie die Völker uns um diesen Führer beneiden.

(Aus der Rede des Stellvertreters des Führers vor der Hitlerjugend in Braunschweig.)

Mütterliche Atmosphäre

Von Frances Magnus-von Hausen

Wir leben, so hören wir, im Zeitalter der Disziplin. Disziplin ist etwas Herrliches, und wir freuen uns von Herzen, wenn sie unsern Kindern beigebracht wird. Nur muß es eine wirkliche Vermehrung der Disziplin sein und nicht bloß eine Verlagerung. Es gäbe nicht deshalb mehr Disziplin auf der Welt, weil sie etwa auf Sportplätzen sichtbarer in die Erscheinung träte, wenn sie gleichzeitig wie ein kostbarer Stoff, von dem nur ein bestimmtes Quantum verfügbar wäre, aus Schule und Elternhaus abwanderte. Echte Disziplin wird vielmehr, wo sie gelehrt und vorgelebt wird, alle Lebenskreise neu und freigebig durchdringen.

Daß die Mütter am Wiederaufbau mitarbeiten sollen, darüber kann kein Zweifel herrschen. Auch nicht über ihren guten Willen zum Aufbau. Es wäre ja auch Wahnwitz, als Mutter nicht mithelfen zu wollen an der Welt, in die unsere Jugend hineinwachsen soll. Zweifel müssen aber laut werden an der Fähigkeit der Mütter zum Aufbau, wenn sie selbst weiter darauf bestehen, in die Stummheit der Jahrtausende zurücksinken zu wollen. Jede Zeit hat Anspruch auf den eigensten Beitrag derer, die sie erleben. Warum besinnen sich die Mütter nicht darauf, daß auch sie Eigenstes zu geben haben, in schöpferischer, wenn auch bescheidener täglicher Kleinarbeit? Warum gelingt es nicht, Willen und Erfahrungen der Mütter zu einem wirklichen, ausschlaggebenden Beitrag am gemeinsamen Leben zu formen? Selbst im „finsteren Mittelalter" wirkte die Frau mit als Sittengestalterin, stärker vielleicht als heute. Unser Beiseitestehen, unser bescheidenes Zurücktreten ist kein wahrhaft ehrlicher und guter Dienst am Volksganzen. Sollte es zuweilen Bequemlichkeit sein, die uns veranlaßt, uns zu flüchten in die Bedeutungslosigkeit? Sollte er auf uns anwendbar sein, jener Spruch, der im Arbeitszimmer des Erfinders Edison hing: „Es gibt kein Mittel, zu dem der Mensch nicht greifen würde, um der wirklichen Arbeit des Denkens zu entgehen!"?

Freilich, wir haben mancherlei Entschuldigung, und es wird uns nicht leicht gemacht. Es ist einmal das Wort geprägt worden, der Mann solle im Leben der Nation der Intendant, die Frau aber der Regisseur sein. Wer jemals in lebendiger Verbindung mit einem Theater gestanden hat, der weiß, daß eine solche Arbeitsteilung durchaus gut und fruchtbar sein kann. Sie läßt, richtig durchgeführt, auch dem Regisseur so freie Wirkungsmöglichkeiten, daß man an den Aufführungen deutlich das Wesen dessen spürt, der Regie geführt und dem Kunstwerk seinen Stempel aufgedrückt hat. Wo der Intendant dem Regisseur diese Freiheit nicht zugesteht, weil er an einem Stück ein ganz besonderes Interesse nimmt und es für sich beansprucht, da wird dieser Fall in die Formel gefaßt: „Der Intendant führt selbst Regie." — Einstweilen suchen wir noch nach den Bezirken, die die Stücke darstellen sollen, in denen den als Regisseuren angesprochenen Frauen die Möglichkeit zugestanden wäre, selbständig Regie zu führen. Einstweilen scheint es, daß die Intendanten sich selbst noch überall auch die Regie vorbehalten haben. Wir wollen auf eine befriedigende Regelung der geplanten Arbeitsteilung in der Zukunft hoffen. Es geht aber nicht an, in der Wartezeit sich seelisch frei von Verantwortung zu fühlen. Halten wir uns wach, trachten wir mit allen Kräften danach, in Ermangelung eigens abgegrenzter Bezirke der Volksfamilie von heute ü b e r a l l das zu geben, was ihr noch fehlt: die mütterliche Atmosphäre.

Wenn die Mütter überall auf dem Posten wären, es könnte manches Schädliche nicht geschehen. Es hätte nicht geschehen können, daß wortgewaltige halbe Kinder bei ihrer Sommerfeier eine Strohpuppe verbrannten, die bezeichnet wurde als symbolische Darstellung bestimmt umrissener Personengruppen und Stände. Es könnte auch nicht geschehen, daß in den Händen zwölfjähriger Jungen Blätter sich befinden, die die „Spießer" verächtlich machen. Solche Dinge sind schwere Gefährdungen des Weges zu einer wirklichen und echten Volksgemeinschaft, den wir doch alle gern gehen wollen. Und müßten nicht die Mütter es fühlen und aussprechen, wie sehr solche Dinge auch entgegengesetzt sind jedem Hauch einer Christen-Religion? „Wer aber zu seinem Bruder sagt Racha, der ist des Rats schuldig; wer aber sagt: Du Narr, der ist des höllischen Feuers schuldig." Und wer, wenn nicht die Mütter, hätte die Pflicht, immer wieder daran zu erinnern, daß es dem Menschen nichts hülfe, „so er die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?"

Aber leider, die Mütter sind allzu oft ihrer selbst und ihrer Berufung unsicher, haben sich an schweigendes Dulden jeder scheinbaren Ueberlegenheit gewöhnt.

Freilich, der Mütter-Ehrungen gibt es genug. Wir freuen uns dankbar darüber für diejenigen unter uns, die sie brauchen, in deren Umgebung es erst solchen Anstoßes bedurfte, um klar werden zu lassen, daß Mütterarbeit nicht die selbstverständlich hinzunehmende Funktion eines Lasttieres, sondern Leistung ist, der Anerkennung und des Dankes wert. Seltsamkeiten, die dabei mit unterlaufen, wollen wir nicht tragisch nehmen. Wenn z. B. ein Provinzblatt nach dem Muttertag in fetter Schlagzeile von einer Versammlung verkündete: „Der Redner gibt der deutschen Mutter ihre Würde wieder", — so wollen wir das mit Humor ansehen als das, was es hoffentlich war, als Entgleisung eines allzu hastigen Berichterstatters. Aber es kommt uns doch angesichts der Hochflut von Worten über Würde und Wert der Mutter das Bedenken, ob nicht Würde und Wert jedes Menschen am allerbesten dadurch gesichert werde, daß man ihm einfach Raum läßt, seinen Beruf so gut und gründlich, so selbständig und so sehr unter eigener Verantwortung auszufüllen wie nur möglich. Und wieder fällt uns das Mißverhältnis auf, das besteht zwischen dem Rühmen der Mutter und dem tatsächlichen Ausmaß mütterlichen Einflusses. Ganz von selbst stellt sich die Erinnerung an jenen Vers Lessings ein, mit dem er das literarische Schicksal des vielgerühmten, aber wenig gelesenen Klopstock umriß. Nur wenige Worte sind verändert, und er drückt aus, was wir meinen:

„Wer wird nicht jede Mutter loben?
Doch wird sie jeder hören? Nein!
Wir wollen weniger erhoben
und fleißiger befraget sein."

Lehrer

Von Martin Schumacher

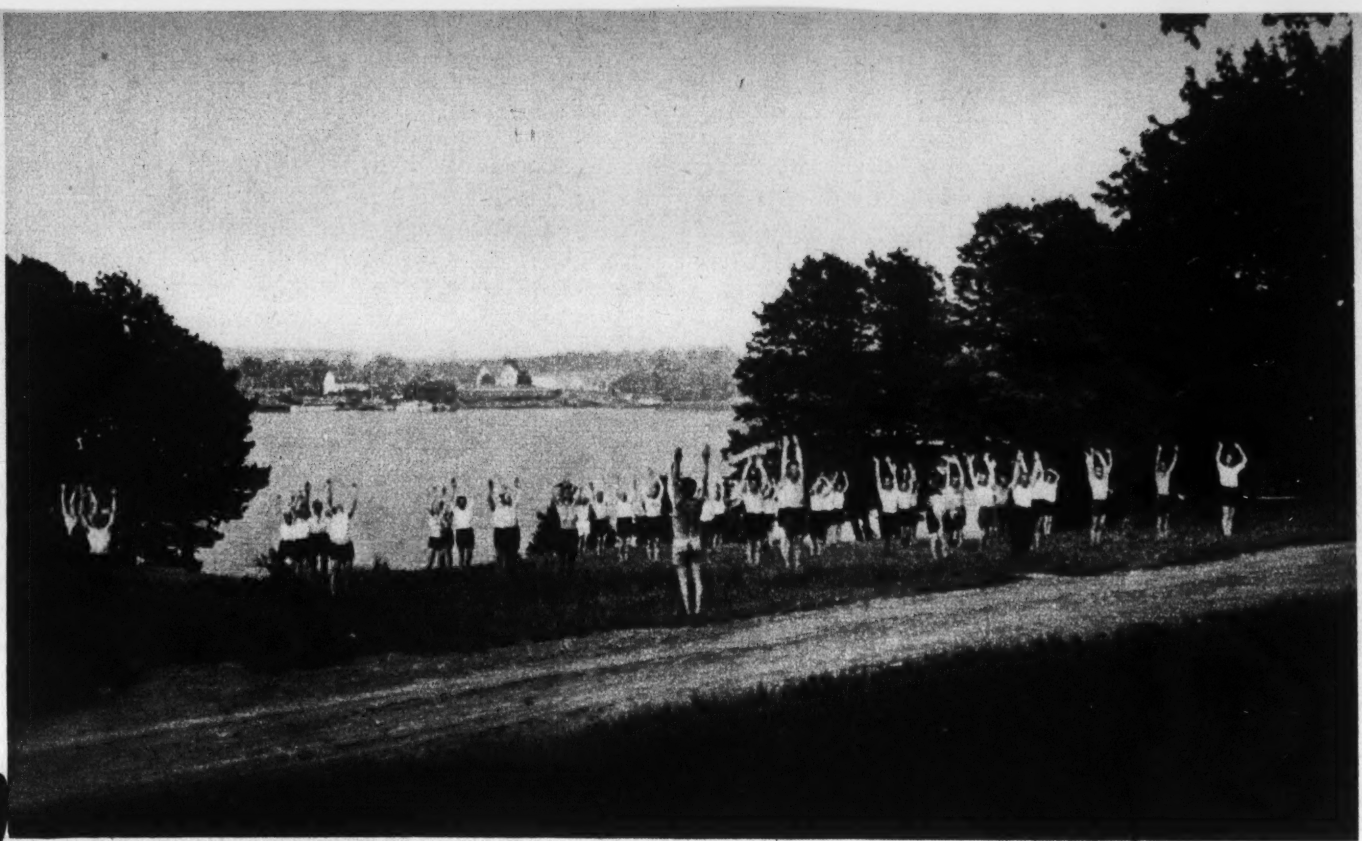
Der Herr Lehrer...

Wir machten als Jungs am liebsten einen großen Bogen um ihn, wenn wir seiner ansichtig wurden. Seine Würde, seine Gesetztheit waren ja aber auch beängstigend. Seine strengen Blicke gingen uns durch und durch, und vor seiner Autorität zog auch der kühnste und vorlauteste Dorfgenosse achtungsvoll die Mütze.

Wir konnten es uns nicht vorstellen, daß er auch einmal ein Junge gewesen sein sollte wie wir; daß er auch einmal über fremde Zäune gesetzt wäre, mit der Peitsche geknallt, oder gar noch Schlimmeres ausgefressen hätte. Und wenn er in der Schulstunde einen Spaß mit uns machte, oder wenn wir gar hinter der strengen Miene bei irgendeiner Gelegenheit einmal das gute Herz entdeckten, dann waren wir ganz erschrocken über unseren Lehrer. Denn das paßte ja gar nicht zu dem Bild, das wir uns von ihm gemacht oder — richtiger gesagt — das uns unsere Eltern und die anderen Erwachsenen von ihm gezeigt hatten.

Die Vorstellung von dem strengen Lehrer, der achtungheischenden Respektsperson, dem unnachsichtigen Richter und Rächer kindlicher Unarten scheint unausrottbar zu sein. Der schwarze Mann, der Polizist und der Lehrer werden von gedankenlosen Eltern noch heute genau so als Kinderschreck und „Erziehungsmittel" gebraucht, wie vor fünfzig Jahren, und die Redewendung von dem verknöcherten, jugendfeindlichen und lebensfremden Schulmeister spielt im Sprachgebrauch unserer Zeitgenossen noch heute eine Rolle. Und so wenig es weite Kreise wahr haben wollen und begreifen können, daß sich das Jugend- und mit ihm das Erziehungsideal im Laufe der letzten Jahrzehnte grundlegend geändert hat, so wenig möchte man sich zu einer neuen Auffassung über den Lehrer bekennen. Wer aber die Augen auftut, dem wird der Wandel deutlich, der sich in der heute unterrichtenden und erziehenden Lehrergeneration gegenüber dem alten Jugendbildner und „Schulmonarchen" vollzogen hat. Nicht erst während der letzten paar Jahre; der Umbruch auf dem Gebiete des Erziehungswesens und der Auffassung über den Erzieher bereitete sich lange vor und wurde von den besten innerhalb des Erzieherstandes schon lange vorausgedacht und gefordert. Zur Auswirkung gelangte dieser innerlich vorbereitete Umschwung jedoch erst mit dem Zeitpunkt, da allenthalben die neue Zeit altes Gedankengut und — Vorurteil beiseite tat und der Jugenderziehung neue, klare Wege wies. —

Sommerferien. Irgendwo in unserem Vaterlande eine Jugendherberge oder ein „Heim". Auf dem weiten Rasenplatz vor dem Hause tummeln sich rüstige Männer im Sportdreß. Alle Altersklassen scheinen vertreten, der Graukopf neben dem Jüngling im lockigen Haar. Und manches Bäuchlein oder doch der hoffnungsfrohe Ansatz zu einem solchen verraten, daß der Sport nicht immer die gewohnte Beschäftigung seines etwas kurzatmigen Besitzers war. Daneben Jüngere, die kein Lot Fett zu viel auf dem Körper haben, durchtrainierte Sportgestalten. Man übt Weitsprung und Kugelstoßen, eine dritte Gruppe hantiert lärmend und fröhlich mit dem Medizinball. Am Eingang des Grundstückes steht ein Schild. „Schulungslager des NS.-Lehrerbundes" steht darauf geschrieben. Und wenn wir die eifrigen Sportler da auf dem Platz nach ihrem „bürgerlichen" Beruf fragen würden, dann würden wir erfahren, daß der, der da gerade die Eisenkugel achtbar weit gestoßen hat, Lehrer, Kantor und Organist in Adorf ist; der jedoch, der zum drittenmal beim Weitsprung übergetreten ist, und es doch wieder von neuem versucht, den richtigen Anlauf zu finden, ist Oberstudiendirektor, Altphilo-



r lernen

5 Archiv-Aufnahmen

loge und auch sonst ein gar bedeutender Mann; der, der eben nicht aufpaßte und den Medizinball auf die Nase bekam, ist sogar Schulrat; der kleine Graukopf mit der Brille ist Taubstummenlehrer, dieser da ist Rektor, jener Lehrer an einer großen Mädchenschule — alle stehen sie im Erzieherberuf. Hier scheinen sie jedoch ohne Unterschied des Alters und des zivilen Ranges nichts weiter als große fröhliche Jungen zu sein. Und sind doch — deutsche Lehrer, die einen Teil ihrer Ferien freiwillig in einem Schulungslager verbringen, von niemand dazu gezwungen als von dem Gefühl der Verantwortung gegenüber der neuen Jugend und dem neuen Staat.

Leiter des Lagers ist ein Kreisamtsleiter des NS.-Lehrerbundes, Führer und Kamerad zugleich. Nach militärischer Gepflogenheit ist der Tag geregelt. Körperliche und geistige und nationalpolitische Schulung halten sich im Tagesablauf in schönem Gleichmaß die Wage. Wecken, Waldlauf, Morgengymnastik, Bettenbauen und Stubendienst leiten den Tag ein; die feierliche Flaggenparade ist an jedem Morgen der erste gemeinschaftliche Dienst. Nach dem Frühstück geht es hinaus ins Gelände zum Wehrsport. Nachher schmeckt das einfache, kräftige Mittagbrot (Eintopf) wie nie zu Hause und die darauf folgende einstündige Bettruhe (Pflicht) erscheint jedem schwer verdient. Der Nachmittag ist ausgefüllt mit weltanschaulicher Schulung. Alle Erziehungsprobleme der Zeit und die brennenden politischen Fragen der Gegenwart werden von berufenen Vertretern des Erzieherstandes und des politischen Lebens erörtert und in sich anschließenden Aussprachen vertieft. Hin und wieder unterbrechen ein längerer Ausmarsch in die schöne Umgegend, die Besichtigung eines Industriewerkes oder Schießübungen auf dem Kleinkaliberschießstand in der Nähe die starre Tageseinteilung. Die Zeit nach dem Abendbrot und der Flaggenparade wird in der Regel als Heimabend ausgestaltet. Die Musik wird hierbei eifrigst gepflegt, neben dem Liedgut der HJ. das ältere Volkslied in zeitgemäßer Singweise. Um 10 Uhr ist Zapfenstreich. Willig wird das Alkohol- und Rauchverbot innegehalten.

Und der Sinn des Lagers? Die Einrichtung von Schulungslagern für die deutschen Erzieher zeigt deren bewußte Abkehr von dem einseitigen Intellektualismus, vom bloßen Geistesmenschentum einer früheren Zeit. Körperschulung und Willensausrichtung, Pflege des Wehrgedankens neben der Charakter- und Gemütsbildung sind die Säulen des neuen Erziehungsprogrammes. Die an seiner Verwirklichung zu arbeiten berufen sind, glauben der Idee nicht besser dienen zu können, als daß sie erst einmal an sich und in sich selber das Programm durchzuführen suchen. Das Lagererlebnis wird sie die neue Jugend, die ja ähnliches pflegt, besser verstehen lehren als theoretische Erörterungen über Gemeinschaftsgeist und Kameradschaft. Und der Junge, der seinen Lehrer mit dem SA.-Sportabzeichen geschmückt — es zu erwerben ist in Lagern von längerer Dauer möglich — zurückkehren sieht, wird diesen mit anderen Augen betrachten und fürderhin keinen Bogen mehr um ihn machen, wie bisher, da er in ihm nur den Wissensheiligen bewunderte. Die Lager sind der Ausdruck eines neuen Wollens, sie bilden die Brücke von und zum Jugendlichen. —

Wann wären wohl der Herr Oberstudiendirektor und der Herr Kantor je auf den Gedanken gekommen, wann hätten sie je Zeit dazu gefunden, einmal eine Wurfkugel in die Hand zu nehmen oder eine Sprungbahn zu betreten? Dabei gehören sie, wie fast alle andern, die ins Lager gingen, der Generation an, die einst im Schützengraben täglich mit Spaten, Spitzhacke, Schrotsäge und Handgranate sehr vertrauten

Umgang hatte, also bis zum äußersten „durchtrainiert" war. Die Arbeit in der Klasse und am Schreibtisch und die vielen Nebenämter haben sie jedoch bald nach Beendigung des Krieges so total in Anspruch genommen, daß ihnen körperliche Beschäftigung fremd wurde.

Zagend taten sie deshalb im Lager die ersten Schritte auf die Kampfbahn, und siehe da: es ging noch! Und das Zutrauen zu der eigenen körperlichen Leistungsfähigkeit nahm mancher als beglückendes Geschenk aus dem Lager mit nach Hause, nicht zum Schaden der ferneren Schularbeit.

Auf ein einziges großes Ziel ist die Gesamterziehung im Dritten Reich gerichtet, auf den deutschen Menschen. Es kann nur erreicht werden, wenn von der gesamten Erzieherschaft die einheitliche Linie gesehen und innegehalten wird, oder wenn ein einheitlicher Erzieherstand unbeirrt, wo auch der einzelne in der Praxis stehen mag, dieses Ziel ansteuert. Ein einheitlicher Erzieherstand! Wie sah es denn noch bis vor kurzem um ihn aus? In Gruppen und Grüppchen aufgeteilt, vertrat jeder die Belange seiner Schulart, ängstlich auf die Förderung s e i n e r Arbeit und die Würdigung s e i n e r Gruppe bedacht. Durch die Schaffung einer einzigen großen Erzieherorganisation, durch den NS.-Lehrerbund, wurde äußerlich die um des Werkes willen notwendige Einheitsfront hergestellt. Der geistigen, der inneren Angleichung aller Erzieher, dem Sichkennen-lernen dienen die Lager. Wohl macht der NS.-Lehrerbund in seinen Tagungen und Schulungsvorhaben keinen Unterschied, beispielsweise zwischen Philologen und Volksschullehrern; die wahre Kameradschaft, das Einstehen für einander wird jedoch im Lager geboren. (Der Vergleich mit dem Schützengraben liegt auf der Hand!) Hier, wo freiwillige Ein- und Unterordnung, wo gleiche Pflichten und gleiches Wollen das große Gemeinschaftserlebnis schaffen, wird gleichzeitig ein Stein zu dem großen Gebäude hinzugetragen, das Volksgemeinschaft heißt, in dem zwar die Aemter und Stände nicht beseitigt, die Menschen jedoch nicht nach ihrem Rang und Titel, sondern nach ihrer Persönlichkeit und nach der Treue in ihrer Berufsarbeit gewertet werden.

. . . bei Sport und Spiel und ernster Arbeit werden sie wieder froh wie große Jungen . . . .

Nachsitzen? Nein, jetzt sind Ferien und die Lehrer müssen lernen . . .? Dafür regiert jetzt der Schalk

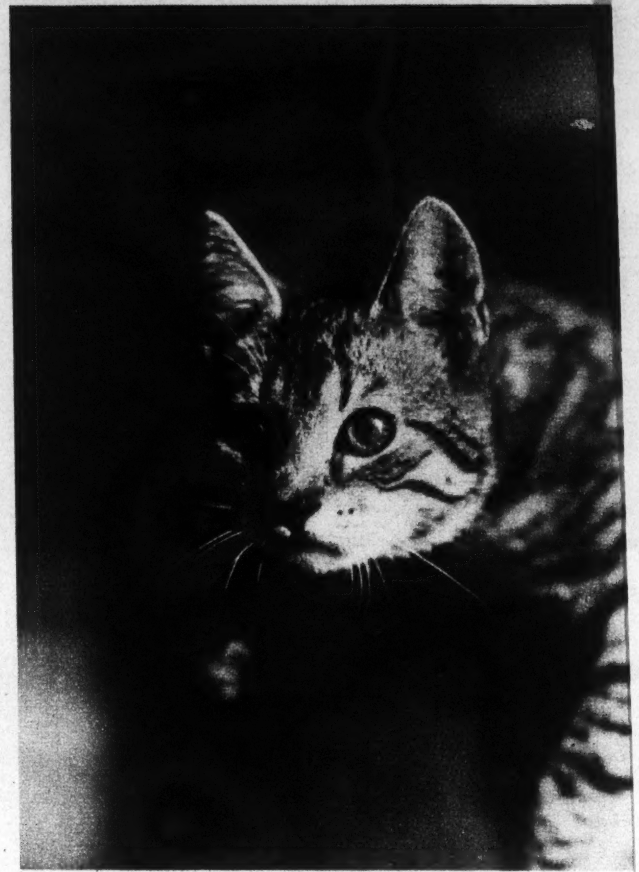
Aufnahmen: Ewald Welzel (aus „Glückliche Jugend", Brehm-Verlag) und Häusel (Mauritius)

Lehrer lernen. Im Lager wird ein gut Teil des Rüstzeuges, dessen sie für die Berufsarbeit bedürfen, geschmiedet. Sie gestehen es ohne falsche Scham ein, daß auch sie nicht als Nationalsozialisten auf die Welt kamen, daß auch sie, wie jeder andere Volksgenosse, sich das nationalsozialistische Gedankengut zu eigen machen und sich weltanschaulich ausrichten müssen. Wie könnten sie nationalsozialistisch erziehen, wenn sie nicht vordem bemüht wären, selber Nationalsozialisten zu werden?! Im Lager, wo die Männer zu Worte kommen, die zu den Fragen der Rasse, der Erbgesundheitslehre, der Gebundenheit von Blut und Boden, des Wehrgedankens, des Arbeitsdienstes (um nur einige aus dem großen Komplex der in der Bewegung einbeschlossenen zu nennen) Grundlegendes zu sagen haben, wird dem Lehrer der Weg in die Gedankenwelt des Dritten Reiches vorgezeigt und geebnet. Besonderes Gewicht wird auf die Befestigung und Vertiefung der Beziehungen zwischen Schule und Hitlerjugend, gesehen im Rahmen des Gesamterziehungsplanes des nationalsozialistischen Staates, gelegt.

Und kehren die Lehrer dann sonnengebräunt, innerlich und äußerlich durchgeknetet — „überholt" sagte der Reichserziehungsminister — aus dem Lager in die Berufsarbeit zurück, und sie fordern ihre Jungen auf, doch mit ihnen mal einen kleinen Spurt auf der Aschenbahn zu versuchen, dann werden diese verwundert aufschauen. Vielleicht, daß sie es sich überlegen, ob für ihre Betreuer nicht künftig eine andere Bezeichnung am Platze wäre. Statt Pauker — beispielsweise Kamerad. . . .

Ja, schleiche Du nur, denkt Heino, der Rabe, Du kommst mir ein zweites Mal nicht so nahe ....

Aufnahmen: Scherz und Agfa-Bildarchiv



Unsere Märchenstunde

Fleckchen und Bockbein

Fleckchen war ein allerliebstes kleines Rehkind. Es hatte zierliche Hufe und Beinchen, einen schmalen Kopf mit schönen dunklen Augen und ein ganz helles, dunkel geflecktes Fellchen. Danach hatte es seinen Namen bekommen.

Fleckchen hatte noch ein Brüderchen. Das war manchmal so übermütig, daß es das Köpfchen ins weiche Gras drückte und mit den Hinterläufen in die Luft schlug. Weil das bös aussah, wenn es auch gar nicht so gemeint war, nannten sie es Bockbein.

Die beiden Geschwister konnten sich gut vertragen. Vom Morgen bis zum Abend spielten sie zusammen, und wenn sie davon einmal müde waren, bettelten sie bei ihrer Mutter, die niemals von ihnen fortging: „Erzähl' eine Geschichte!" Und das tat die Rehmutter auch.

Fleckchen und Bockbein wurden größer und immer übermütiger. Sie liefen beim Spielen manchmal so weit fort, daß die Mutter sie nicht mehr sehen konnte. Dabei geschah eines Tages eine böse Geschichte.

„Schwesterchen", rief Bockbein, „du hast ja drei Ohren am Kopf, o, wie siehst du bloß aus!" „Nein, ich habe zwei, du willst mich bloß necken!" sagte Fleckchen. „Ja, necken will ich dich; aber du solltest doch mal nachsehn, ob du nicht drei Ohren hast!" „Ich kann doch nirgends nachsehn", meinte Fleckchen. „Doch, an der Quelle im Buchengrund kannst du das", antwortete Bockbein schnell.

„Aber Bockbein", rief Fleckchen erschrocken, „die Mutter hat doch gesagt, daß wir beide niemals allein dorthin gehen sollen. Dicht dabei wohnt der schlaue Reineke Rotfuchs. Das ist ein ganz böser Mann. Der frißt sogar kleine Rehkinder, wie wir es sind. Dahin dürfen wir nicht gehen."

„Du bist ein Angsthase, Fleckchen!" machte Bockbein mit einem ärgerlichen Gesicht. „Haben wir ihn denn schon einmal getroffen, wenn wir mit der Mutter zur Quelle gingen, um zu trinken?" „Nein, das nicht, aber die Mutter hat uns doch gesagt, daß er nicht kommt, wenn sie dabei ist. Vor Rehmüttern hat der böse Mann Angst, die sind ihm zu klug und passen gut auf, daß er ihren Kindern nichts tun kann. Aber er würde kommen, wenn sie nicht dabei wäre", sagte ängstlich das Fleckchen.

Bockbein lachte übermütig und lachte so lange, bis Fleckchen mitlachte und auch übermütig wurde. Mit einmal sprang es über einen Graben und lief den Weg entlang, der zur Quelle im Buchengrund führte. „Fang mich, jetzt laufe ich und sehe, ob ich drei Ohren habe", schrie Fleckchen. Und Bockbein tobte ihr nach.

Sie waren beide so laut, daß eine Grasmückenmutter, die auf ihren Eiern brütete, ganz verwundert den Kopf schüttelte und leise vor sich hin zwitscherte: „Man merkt doch gleich, daß die Mutter nicht bei den Kindern ist!" Sie sah den beiden nach und erschrak sehr. „Die laufen ja zur Quelle im Buchengrund, o, das gibt ein Unglück," dachte sie. „Reineke Rotfuchs hat heute schon den Hasen Purzel am Kragen gehabt dort unten, erzählte mein Mann; aber der Purzel ist ihm noch gerade so fortgekommen. Diese beiden wird er fangen können, sie sind noch so jung und unerfahren. Wenn doch mein Mann hier wäre, der müßte sie zurückholen. Ich kann von meinen Eiern nicht abfliegen. O, solch Unglück!" Und der Frau Grasmücke kollerten die Tränen aus den Augen.

Fleckchen und Bockbein waren in der Zeit weiter gesprungen und standen mit einmal an der Quelle im Buchengrund. „Nun guck nach deinen drei Ohren!" lachte Bockbein, und Fleckchen tat das. Es bog sein Köpfchen weit über das Wasser und Bockbeinchen machte es ebenso.

„Siehst du, es sind bloß zwei!" meinte das kleine Rehmädchen dann fröhlich. Mit einmal flüsterte es entsetzt: „Bockbeinchen, wer ist das?"

Aus dem Wasser sah ihnen beiden ein böses, rotes Gesicht mit grünfunkelnden Augen und spitzen Ohren entgegen. Sie sprangen beide vom Wasser zurück. Da sahen sie, daß ein Fremder, neben ihnen stand. Er sah sie an, daß ihnen sehr, sehr Angst wurde und Fleckenchen an zu weinen fing.

„Heul doch nicht, dummes Ding!" sagte der Fremde mit heiserer Stimme, „ich tue euch vorläufig nichts. In einer halben Stunde erst beiße ich euch tot und fresse euch auf. Bis dahin freue ich mich, daß ich euch habe." Bockbein sah das Fleckchen an, das zitterte und weinte. Da fing auch Bockbein an zu zittern und zu weinen und jammerte: „O, was wird unser Mütterchen dazu sagen!"

Die Rehmutter aber irrte indessen im Walde umher und suchte nach ihren Kindern. „Wo sind sie nur geblieben", dachte sie voll Angst und Aufregung. Schließlich kam sie zum Grasmückennest. Da rief die Grasmücke ihr zu, daß Bockbein und Fleckchen zum Buchengrund gelaufen seien, und daß Reineke Rotfuchs heute schon den Purzel dort habe fressen wollen. Die arme Rehmutter rannte, so sehr sie konnte, zum Grund. Endlich kam sie an. Da sah sie ihre beiden kleinen Kinder weinen und zittern und den bösen Fuchs neben ihnen.

Ihr blieb fast das Herz stehen. Leise ging sie von hinten an den Fuchs heran. Er hörte sie nicht, denn er dachte bloß: „Jetzt esse ich gleich meinen Braten. Ein Weilchen nur will ich mich noch darauf freuen."

Er kam aber nicht zum Bratenessen. Plötzlich bekam er einen schrecklichen Schlag gegen den Hinterkopf und die Hüfte, daß er kopfüber ins Wasser flog. Als er prustend und wütend wieder ans Ufer stieg, waren Bockbein und Fleckchen verschwunden. Still war's im Buchengrund. Nur die Quelle rauschte leise.

Fleckchen und Bockbein zitterten noch, als sie schon mit der Mutter zu Hause im weichen Bettchen lagen. Sie sind von da ab immer bei ihr geblieben; denn der Reineke Rotfuchs hatte gar zu böse ausgesehen.

Luise Treptow.

Mutter, das deutsche Märchen ruft dich!

„Der Abend dämmert, es wirbelt der Wind den
Schnee von des Landhofs Dache,
Großmütterchen sitzt am warmen Kamin mit den
Kleinen im trauten Gemache.
„Erzähl uns nun, Großmütterlein!" „Recht gern, ihr
närrischen Dinger,
Ihr müßt nur brav und bescheiden sein", und mahnend hebt sie den Finger.
Dann fängt sie an: „Es war einmal . . . ." und die
Kinder sie lauschen und lauschen,
Sie hören das Bellen des Hofhundes nicht in des
Sturmes Zischen und Rauschen,
Und nicht das Schlagen der Schwarzwalduhr und der
Stunde rasches Verrinnen.
Sie sitzen und horchen mit Mund und Ohr, versenkt
in Träumen und Sinnen.
Großmutter weiß der Geschichten viel aus fernen,
vergangenen Tagen,
Von Riesen und Zwergen, von Burgen und Seen,
seltsame Märchen und Sagen.

So schildert der westfälische Dichter Fr. W. Weber eine Märchenstunde im trauten Familienkreis. Muß es aber leider davon auch fast heißen „Es war einmal" . . .?

Dann haben Schule und Elternhaus die heilige Pflicht, dem Märchen nicht nur Heimatrecht in der Schule, sondern auch im trauten Familienkreis zu gewähren.

Wie leuchten die Augen der Kleinen, wenn ihnen ein Märchen erzählt wird, wie danken sie uns aus tiefer und reiner Kindlichkeit, wenn wir sie ins Märchenland mit all seinem Wunderbaren und Schönen und Erhebenden einführen. —

Aber nicht nur die Freude am Märchen ist deren einzige Gabe an die Jugend. Im Märchen liegen auch große erziehliche Werte verborgen. Sie bereichern nicht nur Herz und Gemüt der Kleinen, sie regen auch Phantasie und Verstand an, fördern das Mitgefühl und zwar als Mitleid und Mitfreude, sie begeistern das Kind für das Gute, erfüllen es mit Abscheu vor dem Bösen.

Gerade in der heutigen Zeit, die uns den Wert von Volk, Volkstum und Volksgut so eindringlich lehrt, dürfen Schule und Elternhaus nicht achtlos an der schönsten Blüte wahren, echten Volkstums, am schönen, ewig jungen deutschen Märchen vorübergehen.

S c h u l e u n d E l t e r n h a u s m ü s s e n s i c h i n d i e s e r P f l e g e d e u t s c h e n M ä r c h e n s u n t e r s t ü t z e n u n d e r g ä n z e n.

Im folgenden werden Winke und Ratschläge erteilt, wie das Elternhaus sich an dieser Märchenpflege erfolgreich beteiligen kann.

Unterstütze die Arbeit der Schule indem du dir von deinem Kinde die Märchen vorerzählen läßt, die es in der Schule gehört hat. Du bereitest deinem Kinde dabei eine große Freude, läßt dabei viele geheime Kräfte der Kindesseele wachsen und sich entfalten.

Veranlasse deine Kinder, daß sie sich gegenseitig Märchen vorerzählen. Das ist Dienst am Märchen und an der Geschwistergemeinschaft zugleich.

Erzähle du selber deinen Kindern gute Märchen. Wenn du sie besser in deiner trauten Mundart als im Hochdeutschen erzählen kannst, so tue dies. (Auch die Kinder können in der heimischen Mundart erzählen.)

Wenn du die Märchen noch nicht gut frei erzählen kannst, so benutze das Märchenbuch, doch möglichst so,

Aufnahme Agfa-Bildarchiv

daß du mehr erzählst als abliest. Bald wirst du die schöne Kunst, die Märchen ohne Buch erzählen zu können, gelernt haben. Du wirst selber eine viel größere Freude haben, wenn du die Märchen frei erzählst, du wirst viel spannender, interessanter erzählen als vorlesen, die Kinder werden dir dankbarer zuhören.

Mache dabei mit dir gut bekannten Märchen den Anfang, von denen du weißt, daß sie deine Kinder fesseln werden.

Ist der Schatz der dir gut bekannten Märchen erschöpft, so suche dir geeignete Märchen so gut einzulesen, daß du sie sicher und wirksam vorerzählen kannst. Es wird dir als Mutter sicher gelingen, Märchen gut vorzuerzählen, wenn du ernstlich den Versuch machst.

Bedenke, daß es eine einfache Bauersfrau aus dem Dorfe Niederzwehren bei Kassel war, die den Brüdern Grimm so viele Märchen meisterhaft vorerzählte, und sie veranlaßte, die Märchen niederzuschreiben!

Veranstalte im Familienkreise von Zeit zu Zeit besonders an den langen Winterabenden, aber auch in der übrigen Jahreszeit, Märchenabende, in denen bald du, bald deine Kinder Märchen erzählen. Lebt deren Großmutter noch, so unterlasse nicht, auch sie Märchen erzählen zu lassen. Ein Märchen, durch Großmutters „Brille" und Lebenserfahrung gesehen, hat für die Kinder seine besonderen Wirkungen und Reize.

Nimm in die Familienfeier zu Gedichten, Lied, Musik auch die Erzählung eines Märchens auf. Lasse den Erzähler sich gut darauf vorbereiten!

Schenkt euren Kindern gute Märchenbücher. Meidet die mit zu bunten kitschigen Bildern.

Kauft ein größeres Märchenbuch für die Hausbibliothek. Bevorzugt vor allem die 200 Grimm'schen Haus- und Kindermärchen. Die Schule wird euch in der Anschaffung guter Märchenbücher gern beraten.

Wo die Schule besondere Märchennachmittage einrichtet, laßt eure Kinder auch an schulfreien Nachmittagen zu denselben hingehen. Bekundet auch dadurch euer Interesse an dieser zusätzlichen Schularbeit, daß ihr euch von den Kindern aus dieser Märchenstunde berichten oder noch besser euch das dabei erzählte Märchen vorerzählen laßt.

Auch im Lesen von Märchen kannst du dein Kind erziehen helfen, indem du es veranlaßt, die Märchen vorzulesen. Verliere dabei auch dann die Geduld nicht, wenn dein Kind noch schwerfällig und unsicher liest. Lies lieber zur Abwechslung und Anregung deinem Kinde einen Teil des Märchens vor!

Besuche die Elternabende, zu welchen die Schule dich ruft, um dir auch Winke und Anregung zu geben, wie du im häuslichen Kreise die Märchen pflegen kannst.

Hüte dich vor allem, dein Kind merken zu lassen, wenn ein deinem Kinde liebes Märchen dich nicht „interessiert". Durch das geistige Auge deines Kindes gesehen, wird ein dir längst bekanntes Märchen, dir immer neue Reize offenbaren.

Beachte, daß gut gelungene Märchenstunden in Schule und Haus dem Kinde mehr geben als Märchenfilme.

Sollten deine Kinder einem inneren Drange folgend oder auch von dir oder der Schule angeregt, versuchen, aus ihrer Märchenwelt etwas zeichnerisch, durch Schattenbild, Scherenschnitte oder Märchenrollen spielend darzustellen, so bezeichne die kindliche Leistung niemals als „albern", auch dann sollst du sie nicht verurteilen, wenn sie noch wirklich unvollkommen sind. Durch anerkennende, aufmunternde Worte wirst du es zu besseren Leistungen veranlassen.

Laß andere, besonders arme Spielgenossen deiner Kinder an euren Märchenstunden teilnehmen, damit du so auch diese mitbeglücken und dein Kind dadurch zwiefach beglücken kannst.

P. Rausch.

Gerümpel?

Nein – Spielzeug!

Von Hans Scheffler

Die Menschen leben in Jahreszeiten. Wann ist mir das offenbar geworden? Als eine Hausfrau an sommerlichen Tagen Betten sonnte, oder ein sorgsamer Hausvater im Frühjahr den Gartenzaun strich? Oder weiß ich etwa nicht mehr, wie unsere Jungen und Mädel ihre Spiele für jede Jahreszeit bereithalten? Da knattert mir die lange Peitschenschnur der kreiselspielenden Jungen um die Ohren. Und hier trifft mich der vorwurfsvolle Blick eines Mädels, dem ich aus Unachtsamkeit in sein Himmel- und Höllespiel getreten bin. Wie sinnvoll diese selbstgewählte Aufteilung der Spiele doch ist! Im staubigen Hochsommer wird man nicht mit Murmeln im Sande spielen. Aber der Herbst mit seinen kräftigen und beständigen Winden kann eben nur die Zeit der lustigen Drachen sein. Heute gesellen sich dazu Segelflugmodelle, aber jene unendlich lange Schnur, an der unser Blick entlanggleiten kann, bis zum winzigen farbigen Punkt im blauen Aether — unserm Drachen — das ist schon etwas wie ein Erlebnis, und dafür lohnt es sich auch zu sparen und zu knausern.

Wie unendlich eng sind wir doch mit dem Jahresablauf verbunden. Man spürt es an den kleinen Dingen des Alltags, am Spiel der Kinder, am Gebahren der Großen. Neulich habe ich nach langer Zeit wieder einmal unsere Ablage besucht. Da ich früher selbst nicht wußte, was das ist, so will ich's schnell eben sagen: Es ist die Abladestelle für alles, was man nicht mehr brauchen kann, was man los sein möchte. Heute heißt sie vornehm „Schrottabladeplatz". Ich habe gemerkt, daß es sich im Frühjahr lohnt, dort vorbeizugehen.

Ja, die Ablage. Sie hat ihre großen Tage, wenn das Aufräumen der Wohnungen beginnt, wenn im April umgezogen wird. Wüßte man nicht, daß es eben „nur" ein Schuttplatz ist, ich meine wohl, der farbenprächtige, glitzernde Berg inmitten zartgrüner Felder könnte schon Illusionen von märchenhaften Ausmaßen erzeugen.

Und gibt es nicht Menschen, denen der schimmmernde Hügel keine Ruhe läßt? Sind es Glückssucher, die vermeinen, irgend einen Schatz heben zu können? Es kommen alle möglichen Leute. Zunächst die gewerbsmäßigen Sammler und Sammlerinnen. — Schaalrieken nannten wir die letzteren früher als Jungen nicht ohne bewußte Bosheit. Oft genug gesellt sich zu ihnen ein Laubenbesitzer oder Siedler, der zum Basteln irgend ein Stück Weißblech nötig hat und nun wie die anderen mit anscheinend nachdenklich gesenktem Haupte, tatsächlich aber wachen, spähenden Blickes, langsam durch dieses Chaos von abgelegten Dingen schreitet, aufhebt, betrachtet, fallen läßt und — weiter wandert, um dieses Spiel hundertmal zu wiederholen.

Und dann kommen — die Kinder! Ach, wir sind gar nicht zufrieden damit, wir sind sogar böse darüber. Was tun die da inmitten aller dieser Bazillenträger? Wir warnen, verbieten und greifen schließlich zum Zuchtmittel. Und wir müssen erkennen, daß diesmal unsere elterliche Autorität ein Nichts ist gegenüber, — nun eben gegenüber einer Ablage.

Die Ablage ist wie eine alte Märchentante. Sie vermag tausend Geschichten zu erzählen, Geschichten von Menschenglück und Leid, von Hoffnungen und Enttäuschungen. In ihrem Schoße ruhen unzählige Dinge, welche die Phantasie beschwingen können. Der Fahrradrahmen dort war einmal ein blinkendes Fahrzeug, die rostige Gardinenstange aber wird einmal ein herrlicher Speer in den Händen der Jugend sein, und die Reste eines alten Radiogerätes sind wundervoll zum Spielen. Was spielt man damit? Alles! Es genügt schon, die Schraube in der Hosentasche zu haben, wo sie sich allmählich wieder blank schleifen wird und dieses unbekannte „Etwas" aus Metall von Zeit zu Zeit zu betrachten. Man hütet seine Schätze, man kann sich nicht davon trennen und muß sie mit zur Schule nehmen, selbst auf die Gefahr hin, beim heimlichen Beschauen einmal erwischt zu werden und die Kostbarkeit zu verlieren. Mutter hat daheim eine alte Kommode für das Spielzeug hergegeben. Einmal, wenn neue Herrlichkeiten gefunden sind, wandern die alten ins Schubfach, treu behütet, unvergessen.

Unsere Kinder suchen und spielen auf der Ablage. Ist's Mangel an Reinlichkeitsgefühl? Oder steckt die Romantik, die schlimme Zauberin, dahinter? Der Naturforscher im Müllkasten wird nimmer aussterben, und ebenso werden wir umsonst drohen: Weg von der Ablage! Wie denn? Sollen wir unsere Pflicht versäumen? Mit nichten. Nur nicht ganz vergessen möchten wir, wie sehr sich doch bisweilen die Interessenkreise von Jung und Alt überschneiden. Kribbelt es uns nicht manchmal in den Fingern, nach dem blanken Knopf auf der Erde zu greifen? Freuen wir uns doch darüber, wieviel wir immerhin aus dem Jugendland hinübergerettet haben.

Gestern war ich wieder auf der Ablage. Sie ist abgeschaalt. Die Glückssucher sind für eine Weile verschwunden, und die Jugend fängt an, das sonst kaum Beachtete näher zu untersuchen und es wenigstens ein Stück mitzuschleppen. Schön ist das gerade nicht, und es wird nächstens sicher eine dicke Beschwerde bei der Gemeindebehörde einlaufen. Dann räumt man auf, die Wege werden freigemacht von Gerümpel, das übrigens auch mancher Erwachsene aus Faulheit dorthin warf, und — das Spiel beginnt von Neuem.

Erst, wenn Brennessel und Wolfsmilch auf dem Schutthaufen längst verdorrt sind, wird der Winter kommen und Einhalt gebieten. Und kommt der Frühling, erwacht auch die Ablage wieder — wie immer schon.

Wenn doch bloß erst die

Von Albrecht Schäfer

Welche Mutter hoffnungsvoller Sprößlinge hat diesen Seufzer noch nicht ausgestoßen?! Es ist ja aber auch haarsträubend, was die Jungen und Mädchen — ja, auch die Mädchen! — während der Ferien den ganzen Tag über für Dummheiten machen! Schon in den frühesten Morgenstunden beginnt der Tanz. Sonst, wenn sie Schule haben, sind sie nicht aus den Federn zu kriegen; jetzt aber während der Ferien sind sie schon lange vor Vater und Mutter wach und rauben diesen Tag um Tag ein Stück der verdienten und so dringend benötigten Nachtruhe. Und tagsüber — es ist, als ob ein Ungut in ihnen säße: überall krabbeln sie herum, störend, lärmend, sich zankend. Stellt man sie vor eine ernste Aufgabe, Futter für die Kaninchen zu holen oder Holz zu hacken oder im Garten Unkraut zu zupfen, dann geht ein gar heftiges Heulen los, und sehr bald ist die ganze Gesellschaft aus Sicht- und Rufweite verschwunden. Die Arbeit aber — muß Mutter selber tun. . . . . Und wenn es noch dabei bliebe! Aber die vielen zerrissenen Hosen und eingeschmutzten Kleider und die Klagen vom Nachbar ob der gejagten Hühner und gestohlenen Kirschen. Und ob des demolierten Fahrrades des Schulfreundes aus der Nebenstraße; ganz davon zu schweigen, daß es durch die Fürwitzigkeit des Zweitältesten kürzlich fast zu einem großen Autounglück gekommen wäre. . . .

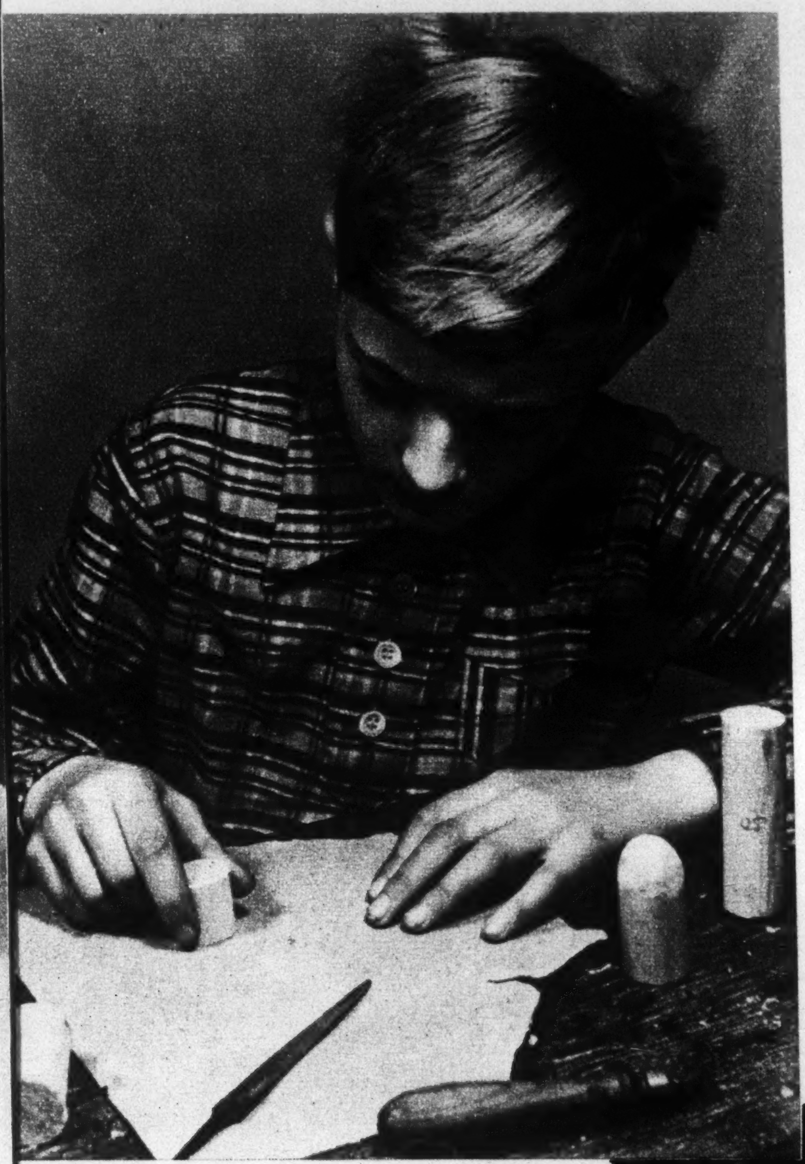
Und alles muß Mutter allein ausbaden. Vater kriegt erst im Spätsommer seinen Urlaub, und er ist mit seinen Nerven so runter, daß ihn jede Kleinig-

Oben: Für einen Tiftler ist dieses Hausmodell mit den Innenräumen eine gute Aufgabe.

Links: Da wird ein Baumstamm zu einem herrlichen Spielplatz. Mutter hat entdeckt, daß man in die Risse und Löcher der Oberfläche Gräser und Tannennadeln hineinstecken kann. Aus Huflattichblättern entstehen die herrlichsten Zelte. Die Gräser sind die Bäume und die Tannennadeln die Menschen. Von selbst entsteht hier eine ganze Märchenwelt.

Ferien vorüber wären . .

Aufnahmen und Anleitungen von Ursula Scherz



keit aufregt. Darum muß jeder Aerger von ihm ferngehalten werden. „Seine Ruhe will er haben", wenn er daheim ist. Mag Mutter zusehen, wie sie mit den Dingen und den — Kindern fertig wird.

Arme Mutter, man müßte dich eigentlich recht bedauern. Aber in uns klingt es ein wenig wie Schadenfreude auf, wenn wir dich so nach der Schule und auch nach dem — HJ.-Dienst jammern hören. Wir waren es von dir bislang anders gewohnt. Da schimpftest du auf die Schule und auf die HJ., die dir deine Kinder nähmen. „Gar nichts hat man mehr von seinen Kindern; haben sie keine Schule, haben sie HJ.-Dienst!" so äußertest du dich oftmals, und du gehörtest zu denen, die man immer wieder darauf hinweisen mußte, daß man um der Sicherung des Sieges der Nationalsozialistischen Revolution willen auch dein Kind in eine straffe Willensrichtung nehmen müsse, für die die bisherige Schulerziehung nicht ausreicht. Und du wolltest es durchaus nicht einsehen, daß der HJ.-Führung ein von ihr angesetztes Geländespiel oder ein Heimabend wichtiger erschien als der Besuch bei Tante Betty, zu dem du deinen Fritz beurlauben lassen wolltest. Und du warst böse auf den ungeratenen Bengel, deinen eigenen Sohn, der seine Freude über den abschlägigen Bescheid der HJ.-Führung nicht im geringsten zu verbergen suchte und dabei bewies, daß ihm sämtlicher „Familiensinn" abhanden gekommen war.

Nebenbei gefragt: weshalb freute sich denn der Fritz? Er wußte, was bei Tante Betty seiner wartete.

Oben: Eine gute Beschäftigung für die größeren Jungen, sie machen sich aus einem Besenstiel ein Schachspiel.

Rechts: Da findet eins der Kinder eine ganze Schürze voll Kiefernzapfen, genannt Kienäppel, und bringt sie der Mutter in Erwartung, daß auch daraus etwas „Wunderbares" entsteht. Mutter hat einen Einfall, sie bastelt daraus mit Hilfe von kleinen Hölzchen, die als Arme und Beine in die Zapfen gesteckt werden, eine ganze Familie Heinzelmänner.

Manierlich sein, nichts anfassen, nichts schmutzig machen, sich nicht richtig nach Jungens Art satteßen und — sich zu Tode langweilen. Ja, wenn da noch ein anderer Junge gewesen wäre, mit dem man etwas hätte anstellen können; ein knorkes BdM.-Mädel, das einen Puff vertragen konnte, hätte zur Not auch genügt. Aber die zimperliche Cousine Ella, die in ewiger Angst um ihr Kleid und um ihre Schuhe war und immerzu Pfui! sagte, wenn Fritz mal in seinen Redensarten entgleiste, der es im BdM. zu „unmanierlich" herging und die deshalb zum Herbst „in Pension" kommen sollte — nein, die war nichts für einen Jungen. Das war eine — Gans . . .

Ja, liebe Mutter, du mußt schon gestatten, daß wir deine Klagen über die Schule und über die HJ. nicht so sehr ernst nehmen. Während der Ferien, da dir deine Kinder ganz gehören, da beweist du durch deinen „Schrei" nach der Schule und nach der — HJ., welch ungeheuren Dienst sie dir erweisen und an deinen Kindern verrichten. Da sind sie „gut aufgehoben", da braucht man nicht bange zu sein, daß sie böses sehen oder tun, sagst du, da müssen sie parieren. . . So sprichst du von den beiden großen Miterziehern deiner Kinder und — sagst damit die Wahrheit. Daß du sie — deine Kinder — zu gleicher Zeit, da sie in der Schule oder im HJ.-Dienst sind, auch für dich haben möchtest, ist mütterliche Unlogik, die wir gern nachsehen. —

Nicht übersehen aber dürfen wir die Tatsache, daß das Elternhaus vielfach nicht imstande ist, die Freizeit der Kinder vernünftig zu gestalten. Es will oft so scheinen, als würde in vielen Elternhäusern gar nicht über diese Frage nachgedacht, als lasse man die Kinder gewähren und zöge nur aus angerichtetem Schaden von Fall zu Fall die nötigen Lehren. Wir haben hier ausdrücklich gesagt Elternhaus; denn auch den Vater geht es an, was die Kinder den Tag über oder in ihrer Freizeit treiben; auch er muß sich Gedanken darüber machen, wie es wohl möglich sei, die Kinder ihren freien Tag oder Nachmittag nutzbringend und kindgemäß erleben zu lassen. Die Familie verlöre ihren Sinn, wollte der Vater in ihr nur die Rolle eines thronenden Gottes spielen.

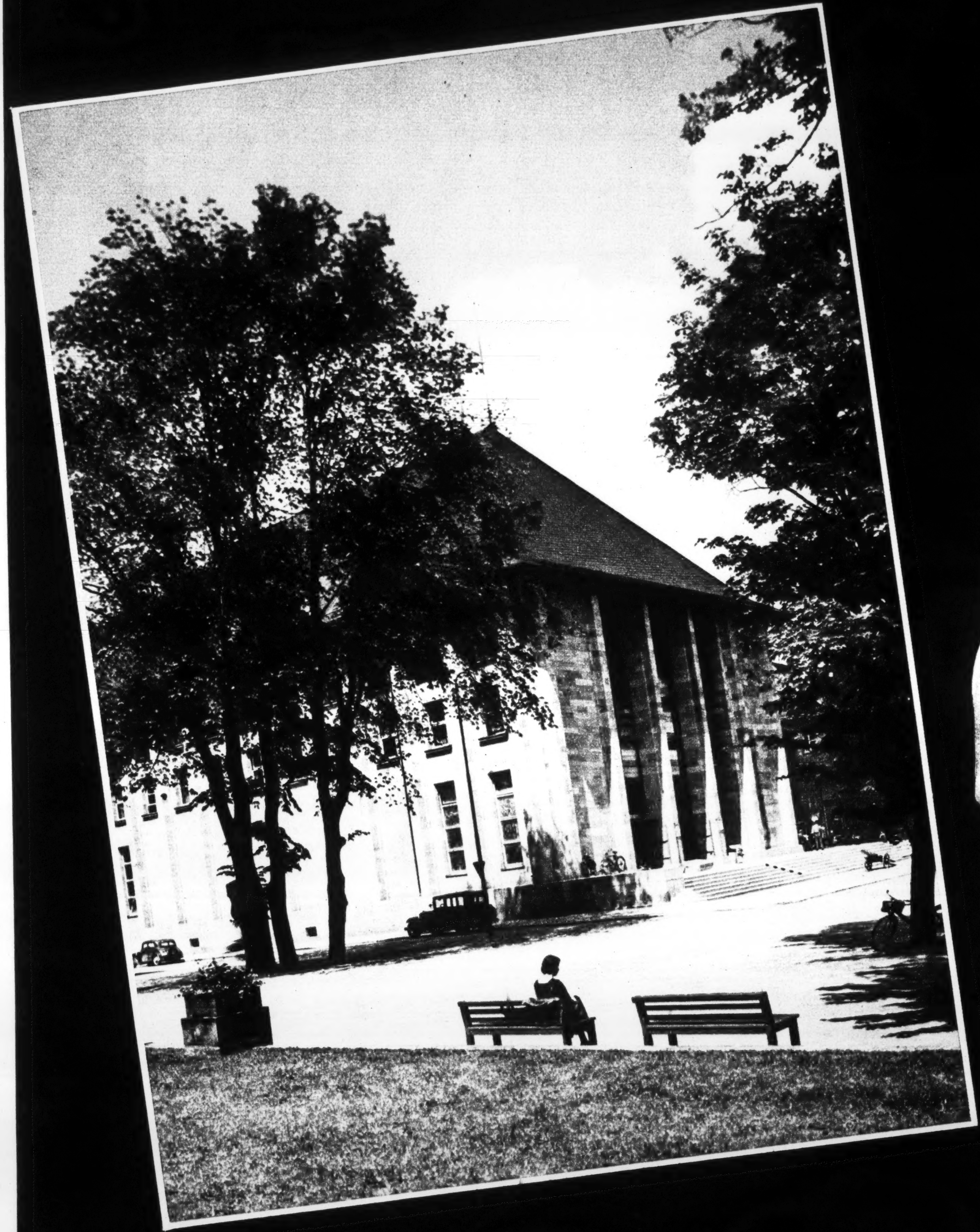
Zwei Sprichwörter — uralte Volksweisheit — müßten eigentlich jedem die Augen über die Notwendigkeit, den Tagesablauf seines Kindes zu überwachen oder, wenn auch ungesehen, zu lenken, öffnen. „Schaden verhüten ist besser, als Schaden heilen" heißt das eine; „Müßiggang ist aller Laster Anfang" das andere. Beide bergen in sich eine praktische Er-

Da purzeln aus dem Küchenschrank die leeren Tüten. Wie wäre es, an einem Regentage, sich diese Küchentüten einmal vorzunehmen und aus ihnen eine hübsche Zeltstadt herzustellen. Die Tütenspitzen bieten dazu die beste Gelegenheit. Man schneidet sie einfach ab und stellt die Zelte auf. Dann werden sie beklebt, und Fenster und Türen eingeschnitten. Ein herrliches Spiel ist entstanden.

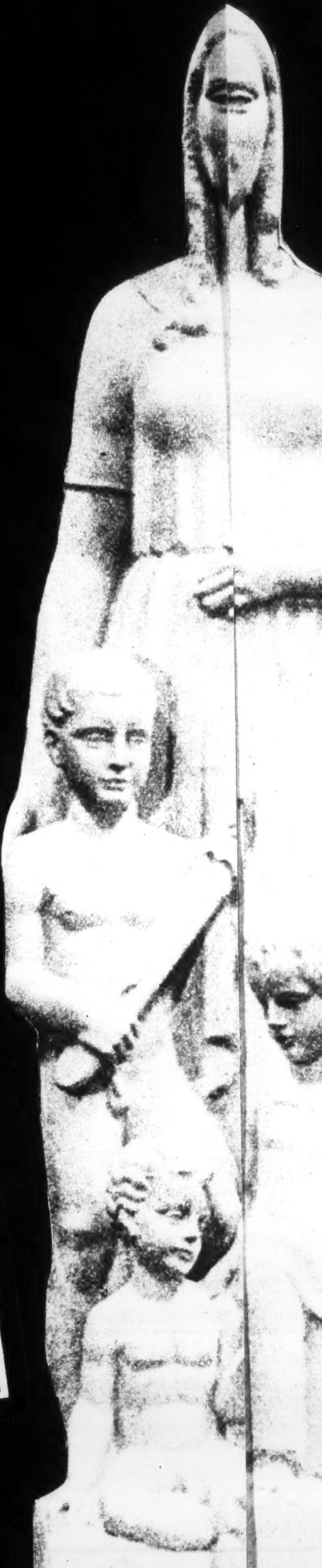
fahrung und eine sittliche Forderung. Die Weisheit dieser Sprichwörter, vermischt mit einer guten Portion eines auf den besonderen Fall, also auf die Familie und die heimatlichen Gegebenheiten abgestimmten Wollens, bilden ohne weiteres die Grundlage eines Freizeitprogramms. Dieses darf jedoch auf keinen Fall etwa als ein Stundenplan, ja nicht einmal als eine starre Hausordnung aufgefaßt werden. Eine Richtschnur, einen Wegweiser soll das „Programm" darstellen: gefahrlos, anregend und auf das Kind zugeschnitten soll die Beschäftigung des Kindes sein. Und die Eltern sind verpflichtet, es zu einer solchen Beschäftigung, und das ist Gestaltung seiner freien Zeit, zu befähigen.

Wie notwendig das ist, davon weiß der zu berichten, der einmal eine sog. Kindergesellschaft beobachten konnte. Solange schönes Wetter war, hatte es keine Not. Als aber der Regen einsetzte, und die junge Schar im Zimmer sich zu unterhalten suchte, da wurde eine Katastrophe daraus. Verzankte Gruppen, demoliertes Hausrat und der Schlußseufzer der Veranstalter: Gott sei Dank, daß sie alle nun nach Hause gegangen sind! waren das Ergebnis und die Erinnerung an Lottchens Geburtstag. Und dennoch, wenn Lottchen gewohnt wäre, sich selber richtig zu beschäftigen oder wenn Lottchens Eltern es sich hätten angelegen sein lassen, als (wenn auch ungespürt) Führer in der kleinen Gesellschaft mitzutun, wäre ein froher Tag daraus geworden. Es geht nicht an, daß die Eltern erst dann sich die Frage vorlegen: Wie beschäftige ich die Kinder?, wenn sie eine gelangweilte, nur auf Dummheiten eingestellte Schar im Hause haben. Auf solche Vorkommnisse muß das Elternhaus jederzeit gerüstet sein. Es ist es, wenn die eigenen Kinder zum vernünftigen Spiel (der dem Kinde gemäßen Arbeit) erzogen wurden. Wie das im einzelnen geschehen kann, braucht hier nicht ausgeführt zu werden; Ursula Scherz bringt in den Anleitungen einige Beispiele. Es sei aber nochmals ausdrücklich darauf hingewiesen, daß es bei der Beschäftigung des Kindes weniger auf die Vermittlung eines technischen Könnens ankommt („Mein Kind k a n n basteln, k a n n Gesellschaftsspiele usw."), als auf die Anerziehung einer inneren Verpflichtung, das göttliche Geschenk „Zeit" nicht mißachtend sinnlos zu vergeuden.

Sind mehrere Kinder zusammen, so ist das Tütenangeln ein sehr lustiges Spiel. Aus einer Postkarte oder einem halben Heftdeckel werden Tüten gedreht, übereinander geklebt und bunt gemacht. Schon die Herstellung beschäftigt die kleine Gesellschaft. Danach macht man Angelruten, indem man Stöcke aus einem großen Bogen Zeitungspapier rollt, einen Faden daran befestigt und einen Haken aus Draht zurechtbiegt und anbindet.
In die Tütenspitzen steckt man eine Drahtschlinge, deren Enden man innen in der Tüte auseinanderbiegt. Bei der Herstellung können die Kinder viel Ausdauer und Geschmack beweisen. Das Spiel ist dann sehr lustig, man legt unter einige Tüten einen Gewinn. Wer nun Glück hat, erangelt sich etwas.



Das Haus der deutschen Erziehung in Bayreuth



Den Mittelpunkt doßen, fes
beherrscht das De[illegible]

Aufnahmen N.S.L.B.-Bayreuth

...t doßen, festlichen Halle
...Der „Mutter und Kind"

Was Hans Schemm geschaffen, was er erstürmte, das liegt jetzt in Händen seines guten Freundes und rastlosen Mitstreiters, des Gauleiters F r i t z W ä c h t l e r, Reichswalters des Nationalsozialistischen Lehrerbundes, der dieses heilige Erbe wahren und mehren wird, zum Segen des Volkes, zur Ehre des Führers

Aufnahme Fiedler-Hochkirch

Denkt an die Vornamen!

Von Engelbert Hertel

Lange Zeit, bevor der kleine Erdenbürger das Licht der Welt erblickt, gibt es in der Familie ein beliebtes Gespräch nach dem Abendbrot: Wie soll er, wie soll sie heißen? „Wenn es ein Mädchen wird, dachte ich an Renate oder Greta oder auch Liane. Und wenn's ein Junge ist, dann bin ich für Horst, das klingt so schneidig, — oder sonst für Harry." — „Das hast du mir schon neulich erzählt; ich kann dir bloß sagen, daß ich bei deinen Namen immer an das Kino denken muß. Mir wäre es schon lieber, einen Namen aus unserer Familie zu nehmen. Du weißt ja, bei uns heißt immer der Aelteste Heinrich, und darum möchte ich, daß mein Aeltester auch so heißt." — „Ach, du mit deinem ewigen Familiensinn! Du bist nicht ein bißchen für's Moderne! Ich wieder möchte zu gerne einen Namen haben, den nicht alle kennen und der doch schön klingt." — Pause. — „Aber wie du meinst. Schließlich müssen wir ja auch auf deinen Vater wegen der Einrichtung Rücksicht nehmen. Ach, dieses ewige Rücksichtnehmen, wie ich das hasse!"

So geht das Gespräch tage- und wochenlang hin und her; so ist das Gespräch schon Hunderte von Jahren gegangen, so wird es wohl auch noch manche neue hundert Jahre gehen.

Bezeichnend an der Unterhaltung ist meistens dies: die Mutter wird meist für „moderne" und wohlklingende Namen sein, der Vater wird lieber bei der Familienüberlieferung bleiben; — was vielen Eltern in der Regel fehlt, ist das Empfinden dafür, daß Namen auch einen Sinn haben, daß sie im Grunde einen Segensspruch enthalten, den man unbewußt damit dem Kinde auf den Lebensweg mitgibt. „Schöne Namen reizen auch zu schönen Taten!" Das sagt schon Fischart, jener einflußreichste Schriftsteller seiner Zeit neben Luther.

Wenn in unserem Falle die junge Mutter an Renate, Liane, an Harry und Harald denkt, dann ist ihr Denken tatsächlich durch das Kino beeinflußt worden, — denn derartige „wohlklingende" Namen sind uns wirklich erst durch den Film „ohr"-gerecht gemacht worden. Daß man sich an schönklingende Namen hält, ist durchaus zu verstehen, denn der Wohlklang hat von jeher eine große Rolle gespielt. Er ist immer berechtigt. Nur sollten wir uns auch bewußt sein, daß wir neben dem Wohlklang häufig der Mode unterliegen, — der wir auch sonst untertan sind, bewußt und unbewußt, und die auch in der Namengebung stets ihre Rolle gespielt hat. Es darf dabei nur nicht soweit kommen, daß der Sinn des Namens vollkommen außer acht gelassen wird. Dieses Fehlen eines Sinnes läßt sich im vorliegenden Falle ganz augenscheinlich an Liane zeigen; denn dieser Name ist weder deutschen noch fremdländischen Ursprunges, er ist einfach ein schön klingendes Phantasiegebilde ohne jeden Sinn, — es sei denn, man denke an die Lianen als Schlingpflanzen des Urwaldes, die bis in die Wipfel den Baum umranken, oftmals ihn aussaugen und ihn schließlich mit ihrer Last zu Boden reißen. Ob das vorbildlich für ein Mädchen sein soll?

Ebenso haben wir bei der Renate nur den Klang im Ohr und wissen nichts von der Bedeutung. Der lateinische Name Renata, der zur Zeit des jungen Christentums aufkommt, bedeutet wörtlich: Die Wiedergeborene. Der eigentliche Sinn wird der sein (verbürgt ist er auch nicht), daß das Kind durch die Taufe zum zweiten Male geboren wurde, nämlich jetzt als Christin. Eine andere Erklärung geht dahin, daß man nach dem Tode eines Kindes das nächste als das Wiedergeborene bezeichnete. Wenige Eltern werden heute an etwas Derartiges denken, wenn sie das Mädchen Renate nennen!

Ganz anders liegt der Fall, wenn man dem Kinde einen Namen gibt, um durch ihn an ein großes Vorbild zu erinnern. In heutiger Zeit läßt sich das an dem Wiederaufkommen des Namens Adolf erkennen. Diese Liebe zum Führer ging sogar so weit, daß die Behörden amtlich gegen Mißbrauch einschreiten mußten. Heimeran schreibt in seinem Namensbüchlein: „Daß dagegen Hitler oder gar Hitlerine oder Hitlerike als Vornamen unerwünscht seien, mußte in einem preußischen Runderlaß an die Standesämter vom Juli 1933 ausdrücklich gesagt werden."

Was es nicht alles gibt, denkt Klaus. Das wäre aber ein feines Spielzeug für mich . . . .

Das ist kein Trick-Photo, sondern es zeigt das Eintreffen der Modelle der „Bremen" eines Tankdampfers und der „Hamburg" der Potsdamer Modellbauschule im Olympia-Hafen in Kiel

Aufnahme Presse-Bild-Zentrale

Dabei ist eine Vorliebe für große Vorbilder durchaus zu begrüßen, sie hat wohl immer bestanden. Unsere Neigung für Fritz und Wilhelm geht unzweifelhaft auf die vielen Hohenzollern zurück, wie auch zu Bismarcks Lebzeiten viel Deutsche ihre Söhne Otto nannten oder auch Helmut in Erinnerung an Moltke.

Um auf diesem Gebiete noch weiter zurückzugehen: Die Freiheitskriege brachten uns zwar ein paar Auswüchse: Gneisenauette, Blücherine, Katzbachine, — dafür aber auch eine Reihe ansehnlicher Namen, insbesondere: Hermann, Lebrecht, Theodor, Ernst-Moritz und vor allem Louise (Louisenbräute, Louisenorden). „Körners Heldentot 1813 und die Volksverehrung, die er genießt, breiten seinen Namen so aus, daß 1816 ausdrücklich festgestellt wird, er nehme förmlich überhand." (Heimeran.)

Aus unseren Tagen gibt es eine ganz ähnliche Parallele, die Vorliebe für den Namen Horst, der ursprünglich aus dem Holsteinischen zu stammen scheint, nach dem Kriege langsam in Aufnahme kommt und jetzt besonders durch die jugendliche und heldische Gestalt Horst Wessels und das Horst-Wessel-Lied zu immer größerer Beliebtheit vordringt. Dabei muß der Namenforscher noch folgende Betrachtung machen: Merkwürdigerweise ist uns in keiner einzigen altdeutschen Quelle der Name Horst überliefert, und doch sehen wir an heutigen Familiennamen wie Hortsmar, Horstmann, daß der Name ganz alten Ursprunges sein muß, wenn auch die Quellen darüber schweigen. Er hat also im Dunkeln Jahrhunderte lang gelebt und tritt nun auf einmal wieder ans Tageslicht. Mit Horst bezeichnet die alte Sprache ein schützendes Dickicht, besonders in sumpfigem Gelände, — ähnlich wie auch das alte Wort widu (= Wald) in den Namen (Widukind) den schützenden Wald bezeichnet. Der heutige Sinn von Horst (= Raubvogelhorst) stammt aus der Jägersprache einer viel späteren Zeit. Der eigentliche Sinn des Namens Horst wird etwa sein: er schützte, verteidigte sein Waldversteck, seinen Zufluchtsort.

Der nächste große Krieg, der von 1870/71, hat

nicht so viel Namen zu neuem Leben erweckt. Solche Auswüchse wie Sedania, Bombardine, Kanonine, Viktorine mögen aus der überschwänglichen Siegesstimmung entstanden sein, — nachher sah wohl jeder bald ein, was er angerichtet hatte, wenn ein Mädchen sein Leben lang als Bombardine herumlaufen mußte. Geblieben ist dagegen die lateinische Form Viktoria, die sich lange gehalten hat, besonders durch den Einfluß aus Herrscherhäusern. Heute wird der Name nur selten noch anzutreffen sein.

Wie die Preußen ihre Vorliebe für Friedrich und Wilhelm haben, so die Württemberger für Eberhard, die Sachsen für Moritz und Albert.

Mit der Reformation ergießt sich eine zweite Welle biblischer Namen über unser Land: Joachim (verkürzt Jochen und Achim), Simon, Tobias, Zacharias, — Esther, Ruth. Die erste Welle geht bis in die Zeit der Bekehrung und der Kreuzzüge zurück. Hier ist es besonders der Name Hans als Kurzform von Johannes, der Jahrhunderte lang den Vorrang innehat und nach dem 13. Jahrhundert den noch zahlreicher vorkommenden Namen Peter überflügelt. Wenn es auch schon im Jahre 545 einen Abt Johannes in Remagen gibt und ebenso einen Bischof von York im Jahre 973, so ist der Name Johannes bei uns in größerem Umfange doch erst nach der Gründung des Johanniterordens 1070 festzustellen. In den Stadtbüchern von Kiel läßt sich 1264—1268 zeigen, daß Johannes der häufigste aller kirchlichen Namen ist. Diese große Verbreitung hat dazu geführt, daß man heute hin und wieder auf die Bemerkung stößt, daß Hans ein deutscher Name sei und daß schon Widukinds Schlachtroß so geheißen habe.

Ferien! – ein kalter Guß und dann wieder spielen – Ferien!

Aufnahmen Hinderks und Scherz-Wauer

Die Sprachreiniger des 17. Jahrhunderts, die uns an Stelle der früheren Fremdwörter solche heute ganz geläufigen Neubildungen wie: Abhandlung, Rechtschreibung, Schauburg, Wörterbuch beschert haben, machten auch hunderte von Vorschlägen für Vornamen: Anmutine, Blumine, Freuda, Wonna, Wollusta, Ritterhold — nach ihnen allen wird schwerlich jemand gegriffen haben!

Nachhaltiger war der Einfluß der Pietisten, die wenige, aber dafür gute Namen gebildet haben: Christlieb, Fürchtegott, Gotthilf, Traugott.

Noch nachhaltiger wirkten die Bemühungen der Romantiker, die mit ihrer Neubelebung der alten Heldenlieder auch die alten Namen wieder volkstümlich machten: Arthur, Gunter, Hagen, Ute, Gudrun usw. Waren wir doch soweit gekommen, daß um 1850 noch knapp drei Dutzend altdeutsche Namen in Gebrauch waren!

Nicht ganz so groß, doch immerhin beachtlich, ist der Einfluß auf das Aufkommen neuer Vornamen, die aus literarischen Vorbildern herrühren. Aus Goethes Wertherzeit stammt die Beliebtheit für Lotte, aus seinen späteren Dichtungen die für Mignon, Eleonore, Gretchen und besonders für Clärchen, — wenn auch viele Zeitgenossen für dieses „Fürstenliebchen" kein Verständnis haben wollten und selbst Schiller diese Gestalt einen Saltomortale ins Opernhafte nannte. Aus dessen Dramen stammen Max und besonders Thekla, dann Johanna und Maria. Hierbei muß bemerkt werden, daß der Name der Gottes-

mutter im 13. Jahrhundert noch für so heilig galt, daß er nicht als weltlicher Name Anwendung fand. Erst viel später kam die Sitte auf, auch diesen Namen zu wählen und sich damit unter den Schutz der Gottesmutter zu stellen, — ein Gebrauch, der auch bei Männernamen gelegentlich Anwendung fand: Karl Maria von Weber, Johann Maria Farina (der 1709 das erste Kölnische Wasser herstellte), Rainer Maria Rilke.

Nach Scotts Roman Ivanhoe konnte man bei uns eine Vermehrung des Namens Richard feststellen; von Gustav Freytag an datiert die Einführung des Ingo, aus dem Freischütz stammt die Vorliebe für Agathe, aus Lessings Lustspiel die für Minna, aus den Lönsliedern die für Rosemarie und dergl. Besonders zu nennen ist hier jedoch Richard Wagner, dessen Opern eine ganze Reihe Namen geliefert haben: Eva, Elsa, Senta, Brunhilde, — Gunter, Hagen, Siegfried, Walther und trotz der unglücklichen Vorbilder auch Tristan und Isolde. Aus den letzten Jahrzehnten mit unserer Vorliebe für nordische Dichter (Ibsen, Björnson u. a.) stammen Frithof, Ingeborg, Ingrid, Sigrid, Helga, Erik, Knut, Olaf.

*

Wie sollen wir Heutigen uns nun verhalten? Die Einflüsse der Herrscherhäuser und literarischen Strömungen sind in Fortfall gekommen. Da ist es schon am besten, wir besinnen uns auf uns selber und greifen wieder nach dem eigenen Namenschatze, der immer noch in mächtiger Fülle vor uns liegt.

Zunächst ist es durchaus zu begrüßen, wenn sich in den Familien der Brauch einbürgert, dem ältesten Sohne immer denselben Traditionsnamen zu geben. Das erschwert zwar einem späteren Familienforscher die Arbeit, doch ist es viel wertvoller, wenn dadurch die Familie einen festen Halt gewinnt und wenn sie damit gewissermaßen einen Fahnenmast aufrichtet, an dem stets derselbe Familienwimpel weht. In einer mir bekannten Familie heißt der Aelteste stets Dedo (eine altdeutsche Koseform für Dederich, Dietrich). Bisher war noch jeder froh, diesen Namen zu tragen! Derartige Namen gibt es in Hülle und Fülle. Manche stehen in den heute üblichen Familienstammbüchern verzeichnet. Wer damit nicht zufrieden ist, braucht nur nach einem Bande unserer Heldensagen zu greifen oder nach einem der Namenbücher (z. B. von Heimeran, Wasserzieher oder dem 40-Pfennigheftchen aus dem Verlage von Moritz Diesterweg).

Wie wäre es mit: Dagobert, Eggert, Falk, Feddo, Frowin, Fromund, Harm, Ludolf, Meinhold, Richolf, Tilo (Till, Tilmann), — und mit Faralda, Fastrada, Geba, Gisa, Gerberga, Gudula, Heilgard, Helma, Ortrun, Reglindis, Uta, Wiltrudis, — um nur von jeder Art ein Dutzend zu nennen. Dazu tritt dann noch die große Zahl der Kurznamen: Audo (Udo), Baldo, Bardo, Bero, Bilo, Bodo, Brando, Burko, Dago, Friso, Frodo, Fulko usw., deren weibliche Formen auf a endigen: Auda, Balda, Boda, Burga u. a. Es kommt immer nur auf den Mut an, als erster einen solchen Namen zu wählen, die Nachfolger finden sich schon von selbst.

Nach einer Aufstellung über Kindernamen aus einem Berliner Arbeiterviertel standen im Jahre

Sieh, was habe ich?

Aufnahme Selma Zellner

1907 folgende Namen an der Spitze: Kurt, Willi, Erich, Fritz. Zwanzig Jahre später, also 1927, hieß die Reihenfolge: Horst (128 mal unter 1000 Namen), Günther (106 mal), Heinz (100 mal), Gerhard (65 mal). Im Jahre 1907 gab es dort weder Horst, noch Ingeborg und Ursula. — Umgekehrt waren 1927 unter 1000 Namen folgende ausgestorben: Albert, Bruno, Hugo, Johann, Oskar, Wilhelm und Emma, — so schnell wechseln Geschmack und Mode!

Hand in Hand damit möchten wir uns langsam daran gewöhnen, die fremdländischen Namen einzuschränken. Unser ganzer Bestand an üblichen Vornamen besteht heute aus 250 deutschen und 240 fremdländischen Namen (männliche und weibliche zusammen). Beide Arten halten sich also fast die Wage! Wäre es da wirklich nicht an der Zeit, aus unserer großen Fülle der eigenen Namen wieder neue zu holen?

Und schließlich möchten wir auch mehr an den Sinn der Namen denken. Claudius ist der Lahme, Barbara = die Barbarin, Cäcilie = die Blinde, Ursula = die kleine Bärin! Erheben können uns derartige Namen gerade nicht!

Das jedoch ist das eigentliche Wesen jedes guten Vornamens: er soll uns ein Vorbild sein, er soll uns froh und mutig machen, er soll uns zur Nacheiferung reizen!

Der weiche und immer feinfühlende Dichter Mörike findet dafür einmal folgende Worte, die er in zwei Fragen ausklingen läßt: „Sollten denn die Namen, welche wir als Kinder bekommen, zumal die weniger verbrauchten, nicht einen kleinen Einfluß darauf haben, wie der Mensch sich später sein Innerliches formt, wie er andern gegenüber sich fühlt? Ich meine, daß sein Wesen einen besonderen Hauch von seinen Namen annähme?"

Kürzer und kräftiger drückt es jener volkstümliche Spruch aus, der da sagt: Jeder trachte danach, seinem Namen auch Ehre zu machen!

Etwas vom Lesen

Von Hermann Bauer

Ich mag die Menschen nicht, die nicht lesen und nicht reisen. Ihre Gedanken verstricken sich in der Kleinwelt ihres Lebens, ihr Blick beengt sich im Raum der näheren Heimat, und ihre Seele, von Natur aufnahmefähig für große Ideen und Ideale, stolpert über die kleinsten Kleinigkeiten und reibt sich an den Unebenheiten des Nachbarn, um sich das Leben zu vergällen. Wieviel Ichsucht, üble Nachrede, Geiz und Neid würde überwunden, wenn alle Menschen groß in ihrem Denken wären! Gerade auf dem Lande und noch mehr in der Kleinstadt, wo die mangelhaften Bildungsmöglichkeiten wenig Ansporn zum Lesen und Reisen geben, erlebt man Blüten des Kleinkrams. Glücklich der Mensch, der die Vielgestaltigkeit der Natur und der Mitmenschen in der weiten Welt wirklich oder im Lesen geistig erlebte. Ihn berührt das Gekläffe der Dorfköter nicht und, — unbeachtet, stellen sie das Bellen ein, um sich schließlich mit ihm zu befreunden. Daher schaffen wir alle mit an der Dorfgemeinschaft, wenn wir den Gesichtskreis der Menschen weiten, ihren Geist bereichern, ihre Seele vertiefen, um schließlich dem Zauberwort der Gemeinschaft Wirklichkeit zu geben: Gemeinnutz geht vor Eigennutz.

Hier hat die Schulgemeinde **die** Aufgabe zu erfüllen. Sie wird ihr gerecht durch bewußte Erziehung zum Lesen. Damit darf man die Vorarbeit nicht dem Lehrer allein überlassen. Da müssen alle mithelfen.

Die Bibliotheken können die Aufgaben allein auch nicht meistern. Sie warten auf die, die sich ihnen vertrauensvoll nahen. Es sind meistens schon die Diener am Geiste und solche, die die Sehnsucht treibt, Zeuge einer anderen Welt zu sein.

Wohl können diese fleißigen Bibliotheksbesucher den anderen von ihren Freunden künden und sie zu gleichen Erlebnissen ermuntern, aber es bleiben immerhin nur wenige, die so zum Lesen angeregt werden. Es ist auch schon von Nutzen, wenn die Leiter der Bibliotheken von Zeit zu Zeit über ihren Bücherschatz in dem Kreis der Menschen, der durch die Bücher erfaßt werden soll, aufklärend berichten, aber auch so ist noch nicht eine Erziehung zum Lesen schlechthin erwirkt.

Diese Erziehung zum Lesen muß in der Schule vorbereitet und in der Schulgemeinde weitergepflegt werden.

Wir hatten Hermann Löns und Walter Flex in unsere Schule eingeladen.

Wir sprachen über die Schönheiten unserer Heimat, und ich las aus Hermann Löns: „Was da kreucht und fleucht" einige Stellen vor. Da standen sie alle vor uns, die uns so oft neckten, der starke Bock und das scheue Reh, der schlaue Fuchs und Meister Lampe, nur viel seelenvoller erschienen sie uns in der Sprache des Dichters. Dann las ich das Kapitel: „Im grünen Maienwald", „. . . Die Welt ist voll Blumen und Sonne und Vogelgesang." Da waren wir mitten in der lieben Heimat. Doch wie erlebt sich das alles in der Kunstform des Dichters viel klarer, abgeschlossener, seelenvoller, bewußter, nachhaltiger. Da erwachten die gelben, weißen, blauen und roten Blüten mit den gleichfarbigen Schmetterlingen und zauberten ein Farbenbild von ungeheuerer Lebendigkeit, und der alte Stein, nutzlos scheinbar und unbeachtet, erzählte von denen, die in seiner patriarchalischen Lebenszeit ihm begegneten." . . . Nun ist wieder Platz für die anderen . . . hier im grünen Maienwald."

So ward auch Platz für den Menschen mit all seinem persönlichen Herzeleid.

Weidenbaum, dir will ich's sagen,
Weidenbaum, dir will ich's klagen,
Lieblich ist die Maienzeit,
Doch ich trage Herzeleid.

Löns, der so das Leben in allen Fasern bejahte, hat es freiwillig für das höhere Leben geopfert. Auf das Grab legten wir das Gedicht von Heinrich Anacker:

Opfer.

Fallen müssen viele
Und in Nacht vergehn,
Eh' am letzten Ziele
Groß die Banner wehn.

Auch die übrig blieben,
Tragen all ihr Mal
Auf die Stirn geschrieben
Flammend' Notfanal.

Euch die nach uns kommen
Hämmern wir es ein:
Was zum Glück soll frommen,
Muß erblutet sein!

Das gemeinsame Erleben des großen Krieges hielt die Schulgemeinde noch lange zusammen. Wir hatten so die Einführung für die nächste Lesestunde der Schulgemeinde, als ich Walter Flex: „Der Wanderer zwischen den beiden Welten" mitbrachte. Zu Beginn des Leseabends, der zu einer besonderen Feierstunde wurde, las ich „Das Gebet um Kraft", „Eines erfleh ich im Stande der Schwachheit von dir allein, laß die kraftlose Stunde mein letztes Stündlein nicht sein . . ." Da wanderten all die, die den Krieg in seinem blutigsten Ernste erschaut hatten, mit den beiden Führern und Offizieren, den Wanderern zwischen den beiden Welten, im Geiste nochmals zu

Gewitter kommt auf . . . Aufnahme E. Hase

allen Fronten und das große Erlebnis, die Kameradschaft, wurde wieder lebendig und fruchtbar für das Werden des neuen Reiches. Und etwas anderes wurde uns in der Gestalt des Leutnants Wurche aus dem Buche klar.

Die Geschichte entwickelt sich nach bestimmten Gesetzen. Der neue Geist, der seit der Jahrhundertwende durch die Jugendbewegung die Menschen erfaßte, erhielt seine blutige Taufe in dem furchtbaren Völkerringen, sein Symbol im Sturm auf Langemarck, aber erst nach Jahren des Rückfalls in die entzweienden Ideen des Klassenstaates seine politische Form im Dritten Reich, das all die soldatischen Tugenden in die Haltung des neuen Menschen eingegossen haben will. Es ist für den Menschen von großem Nutzen, wenn er sein politisches Wollen als eine naturnotwendige Gesetzmäßigkeit erkennt. Diese Erkenntnis gründet sich auf den gesunden konservativen Sinn und gibt dem Bauer die Bedeutung im Staate, die Adolf Hitler ihm in seinem Reich zugesprochen hat.

Wir begleiteten die beiden Freunde von Front zu Front, wir fanden den Gottesstudenten Wurche immer in der vordersten Linie, getreu seinem Worte: Führer sein heißt, seinem Volke vorleben, das Sterben ist dann nur ein Teil davon. Da ward in uns die Verantwortung vor den uns Anvertrauten erneut lebendig. Von diesem soldatischen Gesichtspunkte aus sahen wir Erzieher unsere Aufgabe in einem neuen Lichte.

Wir erlebten, wie aus einem solchen Führertum die pflichtbewußte Gefolgschaft wächst, und wir versprachen uns selbst, diese Gedanken in uns fruchtbar werden zu lassen.

Wir lasen das Buch in zwei Abenden. Ueber die vielen wegweisenden Stellen sannen wir lange nach. Wir spürten den Ernst, der hinter den Worten liegt, da Flex und sein Freund ihre Ideen mit dem Opfertod besiegelten. Aus diesen Kernstellen holten wir uns das Rüstzeug für unser Leben: Kameradschaft, Frömmigkeit, Einfachheit, Treue und Pflichterfüllung bis zum Letzten.

Da Walter Flex uns zum Freunde geworden war, sollte er auch in seinen Gedichten zu uns sprechen. In ihrer ungekünstelten Sprache, mit dem eigenen Herzblut geschrieben, atmeten sie die Wucht der Wahrheit und wurden zu einem seltenen Erlebnis. Wieder leuchteten die hohen Tugenden und formten am neuen Menschen.

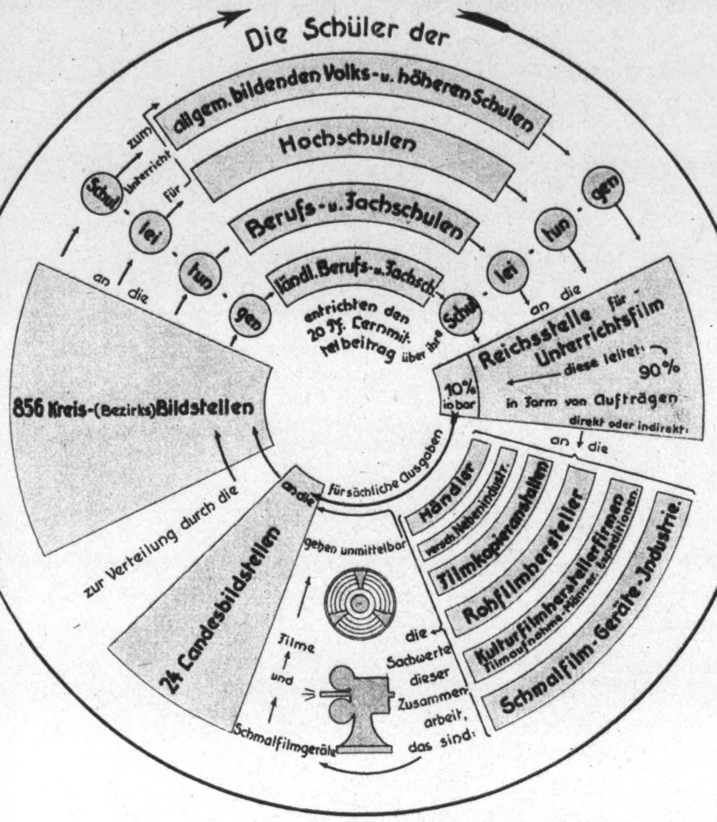
Der Winter ist lang und noch viele wollen zu Wort. Ein jeder Dichter hat seine eigene Sprache, und jeder Mensch findet sein höheres Selbst in den Gedanken eines unserer Denker wieder.

Werden wir unseren Volksgenossen Künder unserer großen Dichter; dann erfüllen wir an ihnen und der Gemeinschaft eine große Sendung!

Kreislauf des Lernmittelbeitrages für den Unterrichtsfilm

Von Franz Baumeister

Zeichnung: Baumeister / Aufnahmen Netzband



Ein wenig bekanntes aber eindringliches Beispiel dafür, wie rasch der Geist des Nationalsozialismus wertvolle Gedanken in die Tat umsetzt, ist die Einführung des Unterrichtsfilms in allen deutschen Schulen.

Schon bald nach Kriegsende hatte man den hohen unterrichtlichen und erziehlichen Wert des Films erkannt. Und während der alljährlichen deutschen Lichtbildwochen brachte man viele gute Vorschläge zur Einführung des Schulfilms vor die Oeffentlichkeit. Leider scheiterte die allgemeine Durchführung an der Zersplitterung der Kräfte in den Zeiten des Systems. Es fehlte die Stoßkraft einer verbindenden und verpflichtenden Idee, mit deren Hilfe alle Gegensätze und Widerstände niedergehalten werden konnten.

Diese Idee wurde erst im Dritten Reiche lebendig: die opferbereite Volksgemeinschaft.

Im Sommer 1934 brachte ein Erlaß des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung eine verblüffend einfache Verordnung. Es sollten die im Erziehungsgedanken verbundenen Eltern dieses Gemeinschaftsgefühl auch dadurch zum Ausdruck bringen, daß sie zur Beschaffung des neuen, aber der einzelnen Schule unerschwinglichen Lernmittels „Unterrichtsfilm" für jedes Schulkind vierteljährlich zwanzig Pfennige entrichteten. Aus den zusammenfließenden Millionenbeträgen würden im Laufe weniger Jahre allen Schulen Schmalfilmgeräte und Unterrichtsfilme zur Verfügung gestellt werden. Man wollte so die Möglichkeit schaffen, daß die kleinste Dorfschule, die ärmste, in Vorpostenstellung kämpfende Grenzlandschule ihre Kinder durch das technische Wunder des lebenden Bildes ebenso unterrichtete wie die reich ausgestattete Großstadtschule.

Klang das nicht zu bestechend, um wahr zu sein? Ließ sich so etwas überhaupt verwirklichen?

Selbst in Erzieherkreisen begriff man die klare Grundidee nicht sofort.

Der Lehrer einer ungeteilten kleinen Landschule rechnete: Von meinen fünfzig Schülern zahlen durchschnittlich zweiunddreißig. Macht sechsundzwanzig Reichsmark im Jahr.

Bei einem Anschaffungspreis von annähernd fünfhundert Mark für ein Schmalfilmgerät werden wir etwa neunzehn Jahre brauchen, bis es uns gehört. Gar nicht zu reden von den teueren Filmen.

Und der Rektor der höheren Schule mit ihren zwanzig Einzelklassen zu je dreißig zahlenden Schülern errechnete ein Jahresaufkommen von 480.— RM. Schön! In einem Jahre mußte man ein schuleigenes Gerät zur alleinigen Verfügung haben. —

Langsam tröpfelte die erste, die zweite Beitragsrate herein. Zeitungsnotizen, Flugblätter und aufklärende Elternabende unterstützten die Werbung in den Schulklassen. Bei der Einhebung der dritten Rate bekamen die Lehrer ein schlechtes Gewissen gegenüber den ständig wiederkehrenden Fragen ihrer Schüler: „Wann kommt endlich „unser" Schulkino? Wann dürfen wir den ersten Film sehen?" Man vertröstete die Ungeduldigen. Aber als bei Fälligkeit der vierten Rate Vater Schulzens Jungen „schon wieder" zwanzig Pfennige forderten, sprach der Vater es offen aus, was er sich längst gedacht hatte: „Na, man weiß ja, wohin das viele Geld wandert. Für einen umständlichen Verwaltungsapparat wird es wohl verpulvert und unsere Kinder haben das Nachsehen!" Wohl hatte der Vater auf dem Tisch einmal ein Merkblatt gesehen: „Unterrichtsfilm? Warum sollen die Eltern 20 Pfg. dafür zahlen?" Aber zum Lesen hatte er sich keine Zeit genommen!

Doch siehe da. Mit einem Male stand solch eine schwarze Zaubermaschine im nahen Städtchen. Die dortigen Schulkinder durften schon Filme sehen. Bald zog ein Lehrer mit dem Gerät von Dorf zu Dorf und führte in den Klassen vor. Fast in allen Schulen der Reihe nach!

Mit dem schuleigenen Kino für die höhere Schule wurde es allerdings noch nichts. Aber man erfuhr aus der Presse, daß bereits mehrere Grenzlandschulen der bayrischen Ostmark, in Schlesien und Ostpreußen kostenlos mit Schmalfilmgeräten ausgestattet worden waren. Das war ihnen zu gönnen! Die wenigen Geräte und Filme des Kreises aber gehörten vorerst allen Schulen gemeinsam. Jedes Kind sollte von

Anbeginn an teilhaben an der Gegenleistung für seinen Beitrag.

Dämmerte da nicht mehr und mehr das Verständnis auf für den allumfassenden Gemeinschaftsgedanken, der diese Lösung bedingte?

Kaum ein Jahr nach der ersten Beitragserhebung standen drei, kurz darauf schon fünf Geräte im Kreis. Eines in der Schule des zentralgelegenen Städtchen, die übrigen in den etwa entgegengesetzt liegenden vier Ecken des Bezirkes. So wurde es den anderen Schulen ein leichtes, die Kinos vom nächsten Standort zu entleihen. Und Vater Schulze glaubte den Verteilungsplan nun zu wissen: weitere Geräte würde man in die dazwischenliegenden Schulorte geben. So müßte sich das Verteilungsnetz immer engmaschiger gestalten, bis zuletzt jede Schule ihr eigenes Kino besäße.

Trotz dieser Erkenntnis wurde er ungeduldig. Warum hatte der Ortslehrer bis heute noch keinen Unterrichtsfilm vorgeführt? Zahlte man nicht genau so, wie die Kinder der Nachbarorte, die fälligen Raten?

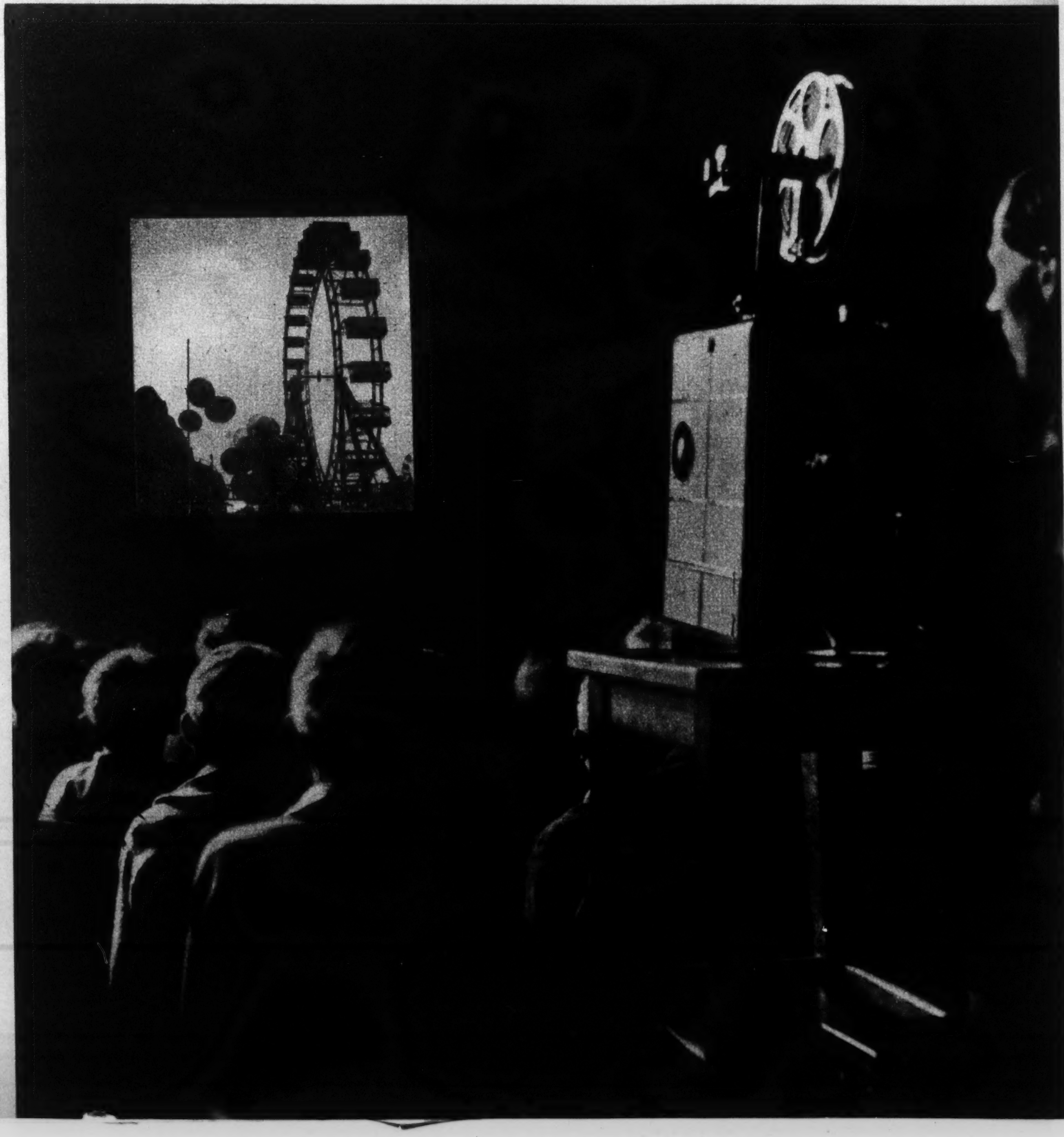
Es war wohl das klügste, sich beim Lehrer persönlich zu erkundigen. —

Als Vater Schulze dann später daheim über das Ergebnis seines Besuches im Schulhause berichtete, tat er es mit einem leisen Unterton von Bewunderung. Ja, wenn man das früher gewußt hätte! Bei Gott, die zwanzig Pfennige wären nicht so fest in der Börse geklebt! Gut Ding braucht eben Weile! Aber im Verhältnis zur geleisteten Organisationsarbeit bedeutete das eine Jahr, das seit dem Filmerlaß verstrichen war, eine recht kurze Weile.

„Sie werden es mir glauben, Herr Schulze," — so hatte der Lehrer ungefähr gesprochen, — „gemessen am Riesenwerk des gesamten Um- und Neubaues des Dritten Reiches und seiner Schulen, erscheint die Organisation der Versorgung mit Unterrichtsvorführgeräten und Filmen klein. Aber sie bedeutet für alle Eltern ein leicht übersehbares Musterbeispiel, wie ein fester Wille, saubere Methoden und der alle einigende Gedanke der Zusammenarbeit für die große deutsche Schulgemeinde imstande sind, alle Schwierigkeiten zu überwinden.

Noch vor einem Jahr erschien es uns widersinnig, auch nur zwanzig Pfennige zu opfern, ohne sofort etwas Greifbares dafür zu erhalten, ja ohne Sicherheit, ob die Idee überhaupt durchführbar sein würde. Heute überzeugt uns der Erfolg.

Die ersten fünf Schmalfilmgeräte im Werte von rund 2400,— RM. laufen; zehn Filme sind unser. Jedes Kind kann an den Vorführungen teilhaben. In sechs Wochen erhält unsere Kreisbildstelle zwei weitere Geräte, dazu acht neue Filme.



Während des Unterrichts

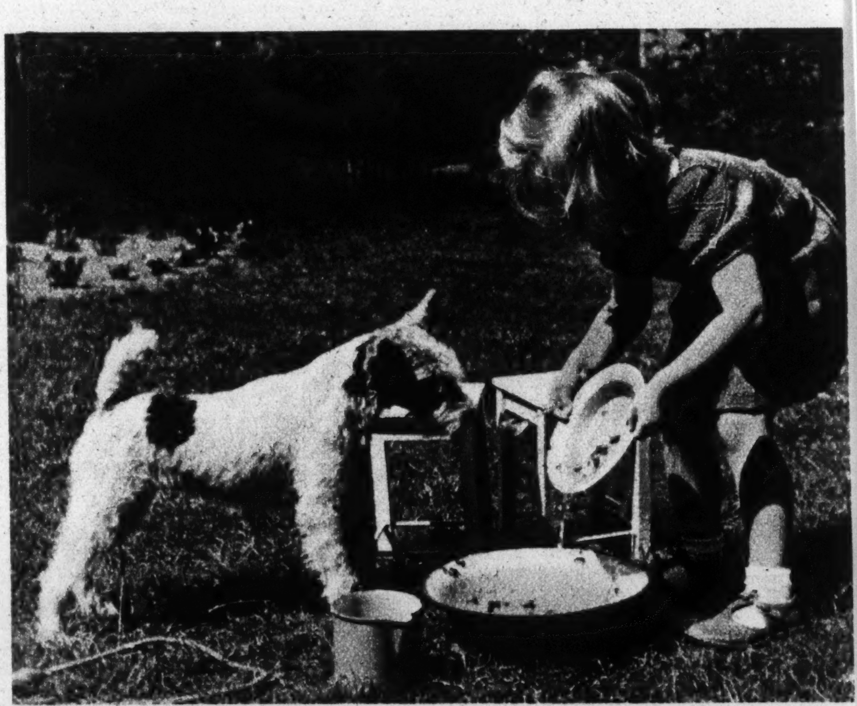
Darüber hinaus liegen die Kopien von über zwanzig anderen Filmen bei der Landesbildstelle und sind von dort, sogar ohne Portokosten, jederzeit leihweise zu haben. Und nach Anordnung der Reichsstelle für Unterrichtsfilm wird uns jedes Vierteljahr jene Anzahl von Vorführgeräten und Filmen zugeteilt, die unserem Beitragsaufkommen entspricht. — Ich weiß, warum Sie lächeln! Die Namen von drei verschiedenen Verwaltungsstellen scheinen Ihre Vermutung zu bestätigen, als ob diese alle den größten Teil der Kindergroschen verschlingen. Aber Sie irren. Weder von der Reichsstelle noch von den 24 Landesbildstellen und den 856 Kreisbildstellen darf ein Pfennig der Lernmittelbeiträge zu Verwaltungskosten verwendet werden. Die beiden ersteren sind gemeinnützige Gesellschaften und erhalten eigene Zuschüsse vom Reich und den Ländern, die Kreisbildstellen, die wohl den Löwenanteil an der Arbeit bestreiten, werden von ehrenamtlich tätigen Volksschullehrern ohne jede Vergütung geleitet. Ihre auffallenden geringen Verwaltungskosten, außerdem die Mittel zur Beschaffung von Stehlichtbildern für den Leihverkehr, decken sie aus kleinen Jahresbeiträgen der Gemeinden und Städte. Nur so ist es möglich, daß nach einem fast reibungs- und verlustlosen Kreislauf die zwanzig Pfennige jedem Schulkind unmittelbar in Sachwerten, Kinos und Filmen, zugute kommen.

Aber sie kamen ja, um zu fragen, warum ich unseren Schulkindern noch keinen Unterrichtsfilm gezeigt habe. Sehr einfach. Weil ich in der Handhabung des Gerätes bisher noch nicht ausgebildet war. Kürzlich konnte ich endlich an einem solchen Lehrgang unseres Kreisbildstellenleiters teilnehmen und werde nunmehr von dem schönen Unterrichtsmittel recht häufig Gebrauch machen. Die bisherigen Vorführungen mit einem Gerät im Wanderbetrieb von Schule zu Schule mußten nur als Notbehelf dienen. An den fünf Geräten aber können schon viele Schulen teilhaben, wenn ihre Lehrer erst die Bedienung verstehen. Die teueren Maschinen und empfindlichen Filme sind doch Volksgut im wahrsten Sinne des Wortes und müssen darum sachgemäß und pfleglich behandelt werden, um recht lange im besten Zustand zu bleiben. Man kann sie nur den entsprechend Vorgebildeten in die Hände geben. Darum erblickte unser Bildstellenleiter seine vordringlichste Aufgabe in der Schulung einer möglichst großen Zahl seiner Berufskameraden. Sein erstes Ziel, an jeder Schule wenigstens einen Vorführer zu wissen, hat er innerhalb eines halben Jahres erreicht. Einem regelrechten Filmunterricht steht nun in keiner Schule mehr etwas im Wege."

Seit Vater Schulzens Besuch beim Lehrer sind wieder einige Monate rastloser Arbeit vergangen. Im Kreis laufen schon neun Geräte und sechsundzwanzig eigene Filme. Und doch würde ein Beurteiler, der den Umfang der Schulkino- und Filmbeschaffung nur nach dem Stand seiner heimatlichen Verhältnisse bemessen wollte, ein falsches Bild von dem Ausmaß der Leistung erhalten, die auf Grund der zwei Kindergroschen möglich wurde. Vergegenwärtigt man sich, daß für die rund 60 000 allgemeinbildenden Schulen Deutschlands (ohne die Hoch-, Berufs- und Fachschulen) neben aller organisatorischen und filmtechnischen Arbeit die methodisch wertvollen Unterrichtsfilme erst neu geschaffen werden müssen, daß der zögernde Schritt hierbei fast überall noch Neuland betritt, weil ein entsprechendes Vorbild auf der ganzen Welt nicht besteht, dann weiß man zu würdigen, wieviel an treuer Arbeit und Hingabe zur guten Sache in den folgenden Zahlen steckt.

Bis zum 1. Januar 1936 wurden 6644 Schmalfilmvorführgeräte kostenlos an die allgemeinbildenden Schulen verteilt. Dazu von den bisher erschienenen sechsundfünfzig Unterrichtsfilmen 25 300 Kopien.

Diese Zahlen und die technische Ausbildung der Erzieher bedeuten aber erst eine mehr organisatorische Leistung, einen Anfang. Sie sind die unerläßliche Vorbedingung für die mindestens ebenso wichtige pädagogische Auswertung des Schmalfilms. Wohl trägt der einzelne Unterrichtsfilm vermöge der Stoffauswahl, seines Erlebnisinhaltes und der Art seines Aufbaues seine unterrichtlichen und erziehlichen Werte bereits in sich. Sie müssen aber für die Kinder durch kunstgerechten Einbau in den übrigen Unterricht erst lebendig gemacht werden.



Aufnahme Scherz-Wauer

Von „Krämpfen" geheilt!

Das, was sich Willi H. an Dummheiten und Frechheiten in der Schule erlaubte, ging weit über das Maß jungenhaften Uebermutes hinaus. Uns, seinen Mitschülern, sogar ging's zu weit. An und für sich verehrten wir ja in einem jeden, der einmal wacker gegen den Strom schwamm, gewissermaßen einen Helden. Willi H. aber nannten wir einen — Strolch. Denn unter seinen Ungezogenheiten hatten wir alle zu leiden. Er verpatzte uns manche Freude und manche erlebnisfrohe Unterrichtsstunde; der Begriff Kameradschaft war ihm fremd.

Wir konnten aber nicht gegen ihn an. Auch die Schule nicht, an der doch sonst eine musterhafte Disziplin herrschte, die hin und wieder mit dem Rohrstock herzhaft unterstrichen wurde. Bei Willy H. ging das nicht. Er hatte für seine Frechheiten einen Freibrief; denn er litt — an Krämpfen. Das behauptete nämlich Willis Mutter, die alle Augenblicke in die Schule gelaufen kam, besonders dann, wenn Willi in eine neue Klasse versetzt war oder einen neuen Lehrer bekommen hatte. Uns Jungen beschlich ein Gruseln, wenn wir daran dachten, daß Willi bei der längst verdienten und ihm tausendmal zugeschworenen „Klassenkeile" Krämpfe kriegen könnte, und wir beherrschten uns. Auch die Lehrer taten es. Und Willi quälte sie und uns, wie es ihm gefiel.

Bis er dann plötzlich von seiner Krankheit geheilt wurde. Ganz schnell ging das, kaum einen Tag hat's gedauert. Und das kam so: Zu Ostern waren wir in eine neue Klasse gekommen. Deren Ordinarius war ein alter Kantor, der damals schon — unsere Geschichte trug sich um die Jahrhundertwende zu — nahezu zwei Menschenalter an der Schule unterrichtete. Gleich am ersten Tage wurde Willi gegen ihn frech. Der alte Schulmann schaute sich den 12jährigen Burschen an, und ehe sich's dieser versah, hatte er ein paar Maulschellen weg. Im ersten Augenblick wußte Willi gar nicht, was ihm passiert war. Als er sich jedoch vom ersten Schreck erholt hatte und losjaulen wollte, hatte er noch ein paar zu sitzen. „Jetzt kriegt er die Krämpfe!" dachten wir und freuten (!) uns schon auf die Sensation. Doch die blieb aus. Willi rieb sich die feuerroten Backen — der alte Kantor schrieb keine schlechte Handschrift — bockte noch ein bißchen und saß dann ganz still – unheimlich still, schien es uns. Am Nachmittag jedoch — wir hatten Erdkunde bei einem der jungen Lehrer — war er wieder der alte. So unbändig hatten wir ihn noch nie gesehen. Er flegelte sich auf seinem Platz herum, kniff seinen Vordermann, warf dem Nachbar dauernd den Atlas vom Tisch, kroch unter die Bank, als der Lehrer ihn zur Ordnung rief, und brummelte fortwährend Schimpfworte vor sich hin. Und da geschah es. Ich weiß nicht, wer es rief — oder riefen wir es alle? — „Herr W., Willi kriegt gar keine Krämpfe! Vom Kantor hat er heute vormittag ein paar ordentliche Backpfeifen bezogen. Und nichts ist ihm passiert!" Ob das nun unserm Herrn W. die letzten Hemmungen nahm, oder ob das Maß seiner Beherrschung ohnehin schon überschritten war — jedenfalls zog er den guten Willi unter seiner Bank hervor und verabfolgte ihm eine Tracht Prügel, wie dieser sie vorher gewiß noch nie und später wohl kaum noch einmal erhalten hat. Und wir, die wir ansonsten bei solchen Exekutionen in Erinnerung an eigene Erlebnisse ein männliches Mitempfinden zur Schau trugen, wir freuten uns. Es hätte nicht viel gefehlt, dann hätten wir Bravo geklatscht. Und Willi? Anfangs wehrte er sich und brüllte wie ein Zahnbrecher, dann kam die Feigheit zum Durchbruch: er verlegte sich aufs Bitten. Und als ihm alles nichts nutzte, da — wurde er zum Mann, der ein verdientes Schicksal hinnimmt. Krämpfe aber kriegte er keine.

Als am nächsten Tage — Willi hatte zu Hause nichts erzählt, die Sache hatte sich aber in der kleinen Stadt herumgesprochen — die Mutter wutschnaubend zur Schule kam, war es schon zu spät. Willi war schon geheilt. Und zwar gründlich. Von den Krämpfen und von den Begleiterscheinungen dieses ihm von seiner Mutter angedichteten Leidens.

Johannes Otto.

Aufnahme: Ewald Welzel (aus „Glückliche Jugend" im Brehm-Verlag, Berlin)

Was könnte unser Mädel werden?

Wir gehen in's Büro

In der Bahn war ich mitten unter sie geraten, lauter Fünfzehn- und Sechszehnjährige, Mädels im letzten Schuljahr. Von kleinen Gegenwartserlebnissen glitt die Unterhaltung rasch hinüber zu Zukunftswünschen. Auf meine Frage „Was wollt ihr denn werden?" kam ohne Besinnen die mehrstimmige Antwort: „Wir gehen ins Büro". Wenn man, wie ich es nun tat, den Motiven nachspürt, so erkennt man sehr bald, daß weniger der Beruf als solcher die jungen Mädchen lockt, sie haben meist von der praktischen Berufsarbeit nur unklare Vorstellungen, sondern vielmehr die Aussicht bald ganz gut verdienen zu können. Nun ist es richtig, daß in den letzten zwei bis drei Jahren durch die Schaffung vieler neuer Organisationen der Bedarf an Bürokräften sehr gestiegen ist, und auch schon Anfängerinnen gelegentlich verhältnismäßig gute Gehälter bekommen, aber Eltern und Erzieher dürfen sich und die Mädel nicht darüber täuschen, daß das eine ausgesprochene Konjunkturerscheinung ist. Sind die Jahre der Umstellung unseres politischen und wirtschaftlichen Lebens vorüber und festigen sich die Verhältnisse, so läßt der gesteigerte Bedarf selbstverständlich nach, ja wir müssen damit rechnen, daß auf manchen Gebieten noch eine Vereinfachung eintritt, und dadurch auch mancher Arbeitsplatz eingespart werden wird. Meine jungen Reisegefährtinnen haben sehr rasch eingesehen, daß das auch schon für sie von Wichtigkeit ist — nämlich bei der Entscheidung über die Berufsausbildung.

Der Weg von der Schule ins Büro führt entweder über eine dreijährige kaufmännische Lehre oder über eine Handelsschule oder auch nur über einen kurzfristigen Lehrgang in Maschineschreiben und Stenographie. Es ist gerade heute eine große Versuchung, auch für die Eltern, der kurzfristigen Spezialausbildung zur Stenotypistin den Vorzug zu geben. Gewiß kommt das Mädel so am schnellsten in den Beruf hinein aber — es kommt auch am schnellsten wieder heraus. Bei einer so einseitigen Ausbildung bleibt selbst ein gescheites Mädel wenig verwendungsfähig; sie kann bei Urlaub oder Krankheit nicht einspringen für die Kollegin in der Registratur oder in der Buchhaltung, und wenn im Betrieb eine Einschränkung nötig wird, dann kann man sie am ehesten entbehren. Geht dann die Stellensuche los, so erweist sich ebenfalls die geringe Verwendbarkeit als ein schwerer Nachteil gegenüber allen Berufskameradinnen, die eine regelrechte Ausbildung durchgemacht haben.

Von den Mädeln mit denen ich spreche, will keine einzige in eine kaufmännische Lehre. Ihre Brüder, zum Teil Abiturienten, ja, die machen dreijährige Lehrzeiten durch und die Väter haben sich viel Mühe gegeben sie bei dieser oder jener Firma unterzubringen; für die Mädels aber denkt man nur an die Handelsschule. So erklärt sich auch die Tatsache, daß die Stadt Berlin „1 Handelsschule für Jünglinge und 10 Handelsschulen für Mädchen mit zweijährigem Lehrgang zur Ausbildung für Kontorpersonal" unterhält. Die großen Betriebe mit vielseitiger Ausbildungsmöglichkeit nehmen fast nur männliche Lehrlinge und in den kleinen besteht immer die Gefahr, daß die Lehrmädchen zu rasch für einzelne Spezialarbeiten eingesetzt werden. Handelsschulen gibt es heute schon in jeder mittleren Stadt und viele größere Städte haben im Rahmen ihres Fachschulwesens auch städtische Handelsschulen eingerichtet, deren Schulgeld niedriger ist als das der privaten Lehranstalten.

Für Mädchen mit abgeschlossener Volksschulbildung (andere kommen überhaupt nicht in Frage) empfiehlt sich immer ein zweijähriger Lehrgang, denn ohne eine gute Allgemeinbildung, ohne zuverlässige Beherrschung der deutschen Sprache und absolut sicheres Rechnen kann man sich als Kontoristin auf keinem Posten halten. Wer mittlere Reife hat, kommt für die einfacheren Posten mit einjähriger, Abiturientinnen auch schon mit halbjähriger Ausbildung aus. Wer den gehobenen Posten einer *Sekretärin*, einer *fremdsprachlichen Korrespondentin* oder gar einer *selbständigen Korrespondentin* erstrebt, der besucht am besten die Höhere Handelsschule, die in ihrem zweijährigen Lehrgang – für Abiturienten gibt es an manchen Schulen auf ein Jahr verkürzte Lehrgänge — neben den üblichen Handelsfächern: Deutsch, Rechnen, Buchhaltung, Handel- und Wirtschaftskunde, Kurzschrift und Maschinenschreiben dem Englischen und einer weiteren wahlfreien Fremdsprache einen breiten Raum einräumen. Der Besuch der Höheren Handelsschule berechtigt Mädels mit der Obersekundareife nach einjähriger kaufmännischer Praxis zur Immatrikulation an einer Handelshochschule und eröffnet ihnen damit den Beruf des Diplom-Kaufmannes oder der Diplom-Handelslehrerin.

Es gilt also für die Eltern unter den mancherlei Ausbildungsmöglichkeiten die auszuwählen, die den Vorkenntnissen der Tochter entspricht, und die ihr außerdem den Zugang zu derjenigen beruflichen Tätigkeit ermöglicht, die ihren Fähigkeiten gemäß ist. Denn in diesem Beruf gilt wie in jedem anderen, daß der Mensch auf dem Posten zur größten Leistung und damit auch zur größten Befriedigung kommt, zu dem er durch Fähigkeit und innere Neigung berufen ist.

Schreibstube oder Vorzimmer, Büro oder Kontor?

Viele Väter wünschen nichts sehnlicher für ihre Tochter als Anstellung bei einer Behörde. Wenn auch die Mädel nicht Beamtinnen werden können, so scheint ihnen dort am meisten Aussicht auf dauernde, gleichmäßige, die Kräfte nicht überfordernde Beschäftigung mit fest geregelten Gehalts- und Urlaubsbedingungen. Wenn wir durch eine Behörde gehen, gleich welcher Art, so treffen wir in der Regel Frauen nur an zwei Stellen an: in der Schreibstube und in den Vorzimmern der höheren Beamten. Solch eine Schreibstube erinnert manchmal direkt an einen Fabriksaal. Da steht Maschine neben Maschine, der leitende Beamte teilt die Arbeit zu: Abschriften, Auszüge, Vervielfältigungen; dazwischen gibt es Abberufungen zur Diktataufnahme, mal bei diesem, mal bei jenem Herren. Die tüchtigsten der Schreibstube haben Aussicht aufzurücken zur Vorzimmersekretärin. Dort schreiben sie selbständig nur für ihren Vorgesetzten, werden mit seinem Arbeitsgebiet vertraut und können manches für ihn erledigen. Je umfangreicher und schwieriger die Arbeit des Chefs, desto mehr ist es auch die seiner Sekretärin. Zu diesem Posten gehören gute Kenntnisse und ganz bestimmte Charaktereigenschaften: eine sichere, gefestigte menschliche Haltung verbunden mit Liebenswürdigkeit, Anpassungsfähigkeit und unbedingter Zuverlässigkeit.

Solche Posten gibt es natürlich auch in den Betrieben der Wirtschaft und

in den vielen Organisationen die wir zur Regelung des politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Lebens entwickelt haben; wir brauchen nur an die zahlreichen Dienststellen der Arbeitsfront zu denken. Grade diese Organisationen sind es ja, die den gesteigerten Bedarf von heute veranlaßt haben. In ihnen ist die Arbeitsteilung nicht so weit vorgetrieben wie in den meist viel größeren Reichs-, Staats- und Kommunalbehörden, wer die nötigen Kenntnisse hat, kann dort noch eine vielseitigere Arbeit leisten. Da gibt's neben der Tätigkeit an Schreibmaschine und Vervielfältigungsapparat Karteien und Listen zu führen, größere oder kleinere Archive zu verwalten, buchhalterische Arbeiten zu erledigen. Vielfach ist der Ausbau der Organisationen noch im Fluß und mancher Posten ist das, was seine Inhaberin daraus zu machen versteht.

Schließlich kommen wir auf unserm Rundgang bei den „Mädels im Büro" auch in die Betriebe der Privatwirtschaft. Industrielle Werke und Handelsfirmen brauchen für den Verkehr mit der Außenwelt, — sind sie größer sogar auch für den Verkehr ihrer eigenen verschiedenen Abteilungen miteinander — das Kontor. Schon aus Gründen der Wirtschaftlichkeit ist hier die Arbeitsteilung möglichst weitgehend entwickelt. Dabei hat sich die Frauenarbeit immer mehr konzentriert auf die ausführende Arbeit an der Schreibmaschine und auf die Hilfsarbeiten in der Buchhaltung. Das schließt nicht aus, daß wir außer den Sekretärinnen auch Frauen bei selbständiger Buchführung antreffen, daß eine größere Firma auch Korrespondentinnen, besonders in fremden Sprachen beschäftigt. Als fremdsprachige Korrespondentinnen setzen sich die Frauen leichter durch, als Buchhalterinnen müssen sie schon wirklich tüchtig sein, wenn sie sich gegen die männliche Konkurrenz behaupten wollen.

Die Arbeit im Büro kann also sehr vielgestaltig aussehen, immer aber erfordert sie eine sehr konzentrierte Aufmerksamkeit, oft in einer unruhigen Umgebung. Und wenn sie Freude machen soll, dann erfordert sie noch etwas, gleich welcher Art sie ist: wer sie ausübt, der muß mit innerer Anteilnahme auch an dem sachlichen Erfolg seiner Arbeit interessiert sein. Wer sich mitfreut, wenn es gelungen ist, ein Rundschreiben noch eben rechtzeitig hinauszubringen, wer seine Kunden kennt und wer auf eine wichtige Antwort mitwartet, der fühlt sich zugehörig zu „unserm" Amt, „unserm" Betrieb oder „unserer" Firma und wird deshalb Befriedigung finden in der Mitarbeit am Ganzen, auf welchem Posten er auch stehe.

Gerda Simons.

2 Aufnahmen
Atlantic-Photo

Wege zur Mädchenfortbildung auf dem Dorfe

Von Elisabeth Zinke

Wir haben zu unserem Glück wieder erkannt, daß der Bauer der ureigentliche Ernährer des Volkes ist. Da ist es ohne weiteres verständlich, wenn die Bildung der *weiblichen* Landjugend genau so im Vordergrund steht wie die der männlichen. Denn wohl in keinem Berufsstande ist die Frau so sehr an der Erfüllung der Aufgaben beteiligt wie im Bauernstande. Im Heft 2/1935 der „Reichs-Elternwarte" schrieb Frau Dr. Annemarie Wulff unter „Bäuerliche Frauenbildung" bereits: „. . taugt die Bäuerin etwas, ist sie tüchtig, wirtschaftlich, umsichtig, hat sie eine glückliche Hand, so blüht der ganze Hof; versagt sie aber, so wird auch der fleißigste und erfahrendste Bauer seinen Hof nicht auf die Dauer halten können. Verzichten aber kann kein Hof auf die Bäuerin . ." Treffender kann der Wert der Bäuerin wohl kaum ausgedrückt werden. Wie aber ist es nun in Wirklichkeit um die Berufsausbildung der weiblichen Jugend auf dem Lande bestellt? — Gewiß, es gibt landwirtschaftliche Mädchenschulen, Hauswerkschulen, es gibt sogar Wanderhaushaltungsschulen. Diese schönen Einrichtungen erfassen aber nur einen kleinen Teil der Mädchen. Manche Landfamilien schicken ihre Töchter auf ein oder zwei Jahre in einen städtischen Haushalt. Dort lernen sie gewiß manches, meist aber nicht das, was für die künftige Bäuerin das Wichtigste ist: die Liebe zum Land und die Meisterung der bäuerlichen Aufgaben. So bleibt vielen Mädchen einstweilen noch keine andere Ausbildung als die Anleitung im Elternhause, die aber nur in seltenen Fällen ausreichend ist. Am auffälligsten tritt dieser Mangel an Ausbildung der weiblichen Landjugend in den abgelegenen Dörfern mit klein- und kleinstbäuerlichen Verhältnissen auf. Hier fehlt es zum Besuch einer der landwirtschaftlichen Schulen oft an Geld und Zeit. Da hört man dann wohl von älteren Mädchen und auch von Frauen, die bereits mehrere Kinder haben, als Entschuldigung für ihr mangelndes hausfrauliches Können: „Ich habe ja nie Gelegenheit gehabt, das zu lernen. Ich war wohl in Stellung, aber da kam ich nur ans Putzen" oder: „Ich war nie von Hause fort, weil ich nicht entbehrt werden konnte. Von meiner Mutter konnte ich nicht viel lernen, denn die war ja auch nicht fortgewesen."

Was ist da zu tun? Die ländliche Mädchenfortbildungsschule könnte helfen, doch ihre allgemeine Einführung ist schwierig und erfordert erhebliche Geldmittel. Also müssen zunächst andere Wege gefunden werden. So kamen wir dazu, in einem kleinen Dorfe in der Eifel den Versuch zu machen, die Bildung der heranwachsenden Mädchen von der Schule aus in die Hand zu nehmen. Wir gaben an einem Abend der Schulgemeinde unsere Absicht bekannt, eine freiwillige Mädchenfortbildungsschule einzurichten. Der Plan wurde vom ganzen Dorfe freudig aufgenommen. Alle im Dorf anwesenden Mädchen meldeten sich zur Teilnahme; auch die über zwanzig Jahre alten, obwohl wir zunächst nur an die jüngeren gedacht hatten.

Mit einem nur theoretischen Unterricht konnten wir unser Ziel freilich nicht erreichen. Im Mittelpunkt mußte die praktische Anleitung stehen. Wir nehmen deshalb je eine Schülerin für 14 Tage von morgens 8 bis nachmittags 3 Uhr in unseren Haushalt. Die Schülerin macht alle in Küche und Haus vorkommenden Arbeiten mit. Dabei wird sie planmäßig angeleitet. Wir lassen nicht einfach die Arbeit von ihr tun, sondern erklären daran die Grundbegriffe der Haushaltsführung. Außer den täglichen Verrichtungen nehmen wir uns meist noch etwas Besonderes vor, damit die Schülerin auch an andere als die täglichen Arbeiten kommt und z. B. die Behandlung und das Reinigen von Glas, Metall, Holz und dergl. erlernt. Zu gelegentlichen Arbeiten, wie Einmachen, Weihnachtsbäckerei, Wäsche usw., nehmen wir alle oder mehrere Schülerinnen zusammen.

Bei der Hausarbeit beobachten wir häufig, wie sehr es die Mädchen an Gründlichkeit fehlen lassen. Sie sind nicht an Sorgfalt gewöhnt. Denn im kleinbäuerlichen Betrieb ist der eigentliche Haushalt oft Nebensache. Wir legen deshalb größten Wert darauf, die Schülerinnen zur Gründlichkeit auch in den kleinen Dingen anzuhalten. Es geht uns ja überhaupt nicht ausschließlich darum, bestimmte äußere Fertigkeiten zu vermitteln, wir wollen vielmehr durch die praktische Schulung den *ganzen* Menschen erziehen. Aus dem gleichen Grunde suchen wir die Mädchen daran zu gewöhnen, stets *denkend* zu arbeiten. Wir fragen bei allem Tun, warum wir es gerade so und nicht anders machen, ob es so richtig getan sei usw.

In der Küche stellen wir uns, soweit das möglich ist, auf die Verhältnisse des Dorfes ein und zeigen den Mädchen, wie sich die gleiche Speise in verschiedener Form zubereiten läßt. Vielleicht

Aufnahme E. Hase

wird dadurch der eintönige Speisezettel der Familien im Dorf ohne Verteuerung allmählich etwas abwechselungsreicher. Bei der Anleitung zum Kochen gehen wir von Grundrezepten aus, d. h., an einer Gemüseart wird die Grundform für die Zubereitung von jedem Gemüse erlernt. An den weiteren Tagen werden Möglichkeiten für die Abwandlung der Grundform gezeigt. Ebenso machen wir es bei Fleisch, Suppen und Süßspeisen. Durch diese Art der Anleitung wollen wir die Schülerinnen dahin bringen, sich nach den 14 Tagen selber im Kochen weiter zu üben und sie befähigen, sich den jeweiligen Verhältnissen anzupassen und von den allgemeinen Grundlagen der Haushaltsführung aus sich in die Aufgaben des b ä u e r l i c h e n Haushalts einzuarbeiten. Wir bemühen uns deshalb auch, die Unterschiede des bäuerlichen und des nichtbäuerlichen Haushaltes immer wieder herauszustellen, um so den Mangel auszugleichen, der darin liegt, daß die Schulung im nichtbäuerlichen Lehrerhaushalt durchgeführt wird. Die gesamte Bildungsart muß die Mädchen zu einer stärkeren Bejahung des bäuerlichen Lebens führen.

Während der praktischen Schulungszeit nimmt die Schülerin mit der Lehrerfamilie gemeinsam die Mittagsmahlzeit ein. Das soll einmal ein Entgelt sein für die Arbeitsleistungen im Haushalt, vor allem geht es uns aber um die Pflege guter Umgangsformen.

Eine volle hauswirtschaftliche Ausbildung läßt sich natürlich in 14 Tagen nicht erreichen. Das wissen wir und erfahren es noch beständig. Wir würden auch die Zeit verlängert haben, wenn dann nicht ein Teil der Schülerinnen auf die praktische Schulung ganz verzichten müßte. Sie möchten aber alle gern „drankommen"! Der nächste Winter soll jedoch in einem weiteren Kursus die Arbeit fortführen und weiter vervollständigen. — Nun wäre aber noch etwas von dem Unterricht zu sagen, der die praktische Schulung ergänzt. Es sei nur kurz angedeutet, daß wir in den Stunden zunächst alles besprechen, was sich aus der Arbeit im Haushalt ergibt. Im Anschluß daran erörtern wir Fragen des bäuerlichen Lebens. Dabei kommt es uns darauf an, die Mädchen nach und nach zu tieferer Erfassung von Sinn und Aufgabe des Frauenlebens auf dem Lande zu führen. Ueber den Besprechungen vergessen wir auch nicht, zwischendurch öfter zu singen und zu spielen, um die Mädchen zu lockern und ihre Freizeitgestaltung zu bereichern.

Die Auswirkungen solcher Arbeit bleiben nicht auf den Kreis der jungen Mädchen beschränkt. Wir spüren, wie durch sie auch die Verbundenheit zwischen Schule und Dorf enger und lebendiger wird. Das allein wäre Lohn genug.

Was könnte unser Junge werden?

Der Kellner

Jede Gaststätte, das bescheidene Dorfwirtshaus so gut wie der Riesenbetrieb eines großstädtischen Massenspeisehauses, aber auch jedes Hotel, jedes Kaffee und jede Trinkstube, ist in zwei scharf von einander getrennte Reiche geteilt: in das Reich der Gäste und in die Betriebsräume, in denen die Köche und die Küfer, vielleicht sogar eigene Hauskonditoren, Bäcker, Schlächter usw. arbeiten, wo aber die Gäste so wenig zu tun haben wie die Zuschauer hinter den Kulissen eines Theaters. Obwohl und gerade weil diese ganze Arbeit, genau wie im Theater, nur dazu da ist, die Wünsche der Gäste zu befriedigen. Zwischen den Gasträumen und den Betriebsräumen aber vermittelt der Kellner, der manchmal auch eine Kellnerin sein kann. Jede Bestellung des Gastes wird dem Kellner mitgeteilt und jede Beschwerde auch; der Kellner bringt das Gewünschte herbei oder verkündet mit Bedauern, daß es „soeben" von der Speisekarte gestrichen ist; der Kellner macht schließlich die Rechnung und nimmt die Zahlung entgegen. Unaufhörlich, während seiner gesamten Arbeitszeit ist der Kellner zwischen seinem „Revier" und den Ausgabestellen für kalte Getränke, Speisen, Kaffee und Kuchen unterwegs, Dutzende von Wünschen seiner Gäste gleichzeitig im Kopf, fast bei jedem Gang beladen mit Servierplatten, gefüllten oder abgegessenen Schüsseln, mit frischem oder gebrauchtem Geschirr, mit Gläsern, Bestecken und anderem Gerät. Wenn er einmal ein paar Minuten oder länger nichts zu tun hat, darf er sich keineswegs ausruhen und sich irgendwo gemütlich in eine Ecke setzen. In allen großen Betrieben wird ganz selbstverständlich von ihm erwartet, daß er immer bereit s t e h t. Und der Gast erwartet, ja er fordert unter Umständen sogar gebieterisch, daß der Kellner, seiner Vermittlerrolle eingedenk, ein immer liebenswürdiger, jeden Augenblick zur Verfügung stehender und gehorsamer D i e n e r sei. (Daß der Kellner ein Volksgenosse und ein Mensch wie wir alle ist, ist auch heute noch lange nicht allen Gästen einer Gaststätte zum Bewußtsein gekommen.)

An all das denkt der Junge nicht, der als „Page" oder „Piccolo" in einem großen, angesehenen Geschäft seine Berufslaufbahn beginnt. Eltern und Erzieher müssen dafür um so mehr daran denken. Nur ein kräftiger Körper von vollkommener Gesundheit kann den starken Anforderungen gerecht werden: Senk- und Plattfüße, Krampfadern gehören zu den häufigen Berufskrankheiten der Kellner, auch wenn sie mit gesunden Beinen begonnen haben. Der dauernde Aufenthalt in nur künstlich beleuchteten, von Straßenstaub und Tabakrauch immer wieder heimgesuchten Räumen macht die Tuberkulose zu einer besonderen Gefahr. Daß nur unverbrauchte Nerven standhalten, sollte sich eigentlich jeder selbst sagen, der als Gast öfter in gut besuchten Restaurants und Kaffees aus und ein geht. Dagegen macht es sich der Gast kaum klar, was für Lasten der Kellner z. B. eines feinen Speise-

hauses in seinen Dienststunden hin und her zu bewegen hat: bis zu einem viertel und einem halben Zentner trägt da ein Serviermeister auf seinem Tablett heran; und es gehört schon Geschick dazu, mehrere fertig angerichtete Platten zwischen besetzten Tischen, sich drängenden Menschen und trotzdem schnell durchzubalanzieren. Freilich bringt es nicht jeder Kellner zu dem artistischen Meisterstück eines darob besonders bewunderten Berufskameraden sechs gefüllte Kaffeetassen in einer Hand und auf einem Arm zu halten, während der andere den dazugehörigen Kuchen hält! — Der Kelleranfänger im Hotelbetrieb ist körperlich nicht viel weniger, moralisch und charakterlich aber noch mehr belastet. Echten und den noch viel auffälligeren unechten Reichtum sehen sie alle, die in größeren Häusern ihre Lehrzeit durchmachen; und selbst in kleineren könnte sie auch der verantwortungsbewußteste und solideste Lehrherr den täglichen Versuchungen nicht entziehen, die an die jungen Pagen herantreten. Der eigene Charakter und das eigene Verantwortungsgefühl hat das Beste zu tun.

Wer es weiterbringen will, muß nach der Lehrzeit möglichst verschiedenartige Gaststättenbetriebe kennenlernen. Als junge Kommis (Gesellen) arbeiten die meisten Kellner einige Jahre im Hotel und einige Jahre im Restaurant, ehe sie sich spezialisieren. Dabei werden auch die Erfahrungen und Menschenkenntnisse erworben, die den guten Kellner ausmachen. Früher war es eigentlich selbstverständlich, daß der strebsame junge Mann einige Jahre ins Ausland ging, wenigstens nach Frankreich und nach England. Im beschränkten Maße vermittelt heute eine Austauschstelle in Baden-Baden solche Möglichkeiten. Da aber die Aneignung lebendiger Sprachkenntnisse weit über solche Möglichkeiten hinaus ein unbedingtes Erfordernis zum Aufstieg ist, arbeiten viele junge Kellner gerne in den Saisonstellen unserer großen Seebäder und Kurorte, wo ihnen ein internationales Publikum Gelegenheit zu sprachlichem und gesellschaftlichem Schliff gibt. Der Aufstieg zu leitenden Stellen geht für die, deren Väter nicht schon selbst Besitzer von Hotels oder Restaurants sind, nach langen Jahren der Berufstätigkeit als Kellner in angesehenen Häusern durch die kaufmännische Laufbahn. Die Laufbahn als Hotelangestellter kann aber schon vom Pagen aus unmittelbar ergriffen werden, wobei aber auch Lehrjahre als Kellner und als Koch dem zustatten kommen, der nach leitenden Posten hinstrebt. Andererseits gehen ältere Kellner gern in die ruhigere Vertrauensstellung eines Zimmer- oder Etagenkellners in ihrem Hotelbetrieb über, wo sie ein gewiß verantwortungsvolles, aber körperlich nicht mehr so aufreibendes Leben haben.

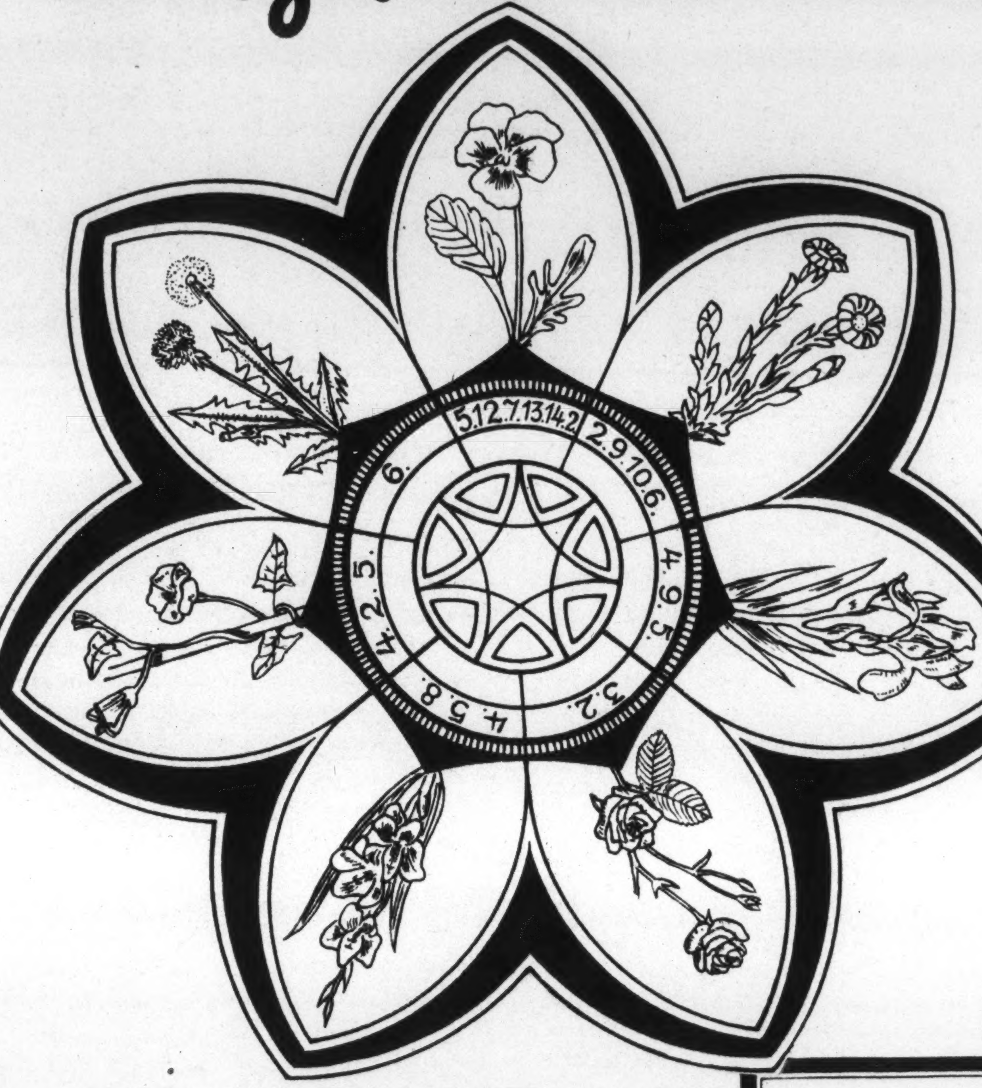
Wen immer man befragt, den jungen oder den erfahrenen Kellner, den Personalchef eines Hotels oder den Geschäftsführer eines Restaurants, in ihrer aller Aeußerungen steht das Verhältnis von Kellner und Gast im Mittelpunkt. In jedem Gaststättenbetrieb gilt der Grundsatz: der Gast hat immer recht ... auch wenn er nicht recht hat. Ich möchte nicht sagen, daß das gerade ein idealer Grundsatz ist; und der Fachmann weiß aus eigener bitterer Erfahrung noch viel besser, wie oft der Volksgenosse und Mensch im Kellner durch diese Auffassung gedemütigt wird. Aber ändern kann das nur der Gast, der von sich aus Disziplin und Gemeinschaftsgefühl beweist. Vom Kellner verlangt seine Beziehung zum Gast eine ganz außerordentlich hohe charakterliche Leistung: völlige Beherrschung der gesellschaftlichen Umgangsformen und, hinter diesen Formen, klugen Takt, der die nötige Distanz bewahrt. Das ist nicht ganz leicht, da sich der Kellner ja gleichzeitig auf die allerpersönlichsten Wünsche und Bedürfnisse des Gastes einstellen soll, da er gerade Beobachtung und Gedächtnis trainieren muß, um allen Ansprüchen nachkommen zu können. Solche Einfühlung verleitet leicht zu einer gewissen Vertraulichkeit, die der auf sachliche Leistung gestellten Beziehung schadet; und sie gibt leicht Einblicke in Dinge, die der diskrete Mensch überhaupt und der Kellner erst recht möglichst schnell wieder zu vergessen sucht. Der gut angezogene, feingebildete Kellner wird sich auch nur zu oft einem ungeschliffenen, allein auf sein Geld pochenden Kerl himmelhoch überlegen fühlen und wird dies doch den Gast in keiner Weise zeigen dürfen. Der Kellner ist Verkäufer einer Ware, deren leichte Veränderlichkeit zu den verschiedensten (berechtigten und unberechtigten) Meinungsverschiedenheiten führen kann; nicht immer leicht sind begründete Beschwerden des Gastes zu vermeiden oder ihr Grund abzustellen. Noch schwerer ist es, den unkundigen Gast zu belehren, ohne ihn zu verärgern. Nur eingeübtes Taktgefühl wird hier immer den richtigen Weg finden. In so schwierigen Verhältnissen aber durch Jahre hindurch schwer zu arbeiten und doch das Rückgrat eines ganzen Mannes behalten, muß einer schon mit guten Anlagen gekommen und durch eine gute Schule gegangen sein.

Hans Hajek.

Wie wird man Kellner?

Die Berufsberatung und Lehrstellenvermittlung sichtet zunächst die sich anbietenden Zöglinge und scheidet die von vornherein ungeeigneten aus. Die Lehrzeit beträgt drei Jahre; es ist sehr zu empfehlen, sie in einem großen Hotelbetrieb zu verbringen, weil der angehende Kellner hier am leichtesten Gelegenheit findet, die sehr vielfältigen Betätigungsmöglichkeiten kennenzulernen. Innerhalb des ersten Lehrjahrs kann der „Page" auch noch in die Berufslaufbahn des Kochs hinüberwechseln, wenn er sich der des Kellners nicht gewachsen zeigt, gegen ihn als Koch aber keine Bedenken bestehen. Das verbrachte erste Lehrjahr wird ihm dann angerechnet. Die weitere Berufsausbildung des Kellners hängt nicht zuletzt von der persönlichen Tüchtigkeit und den besonderen Fähigkeiten ab. Der Hauptton liegt auf der Spracherlernung und auf Erfahrungen in international anerkannten Häusern.

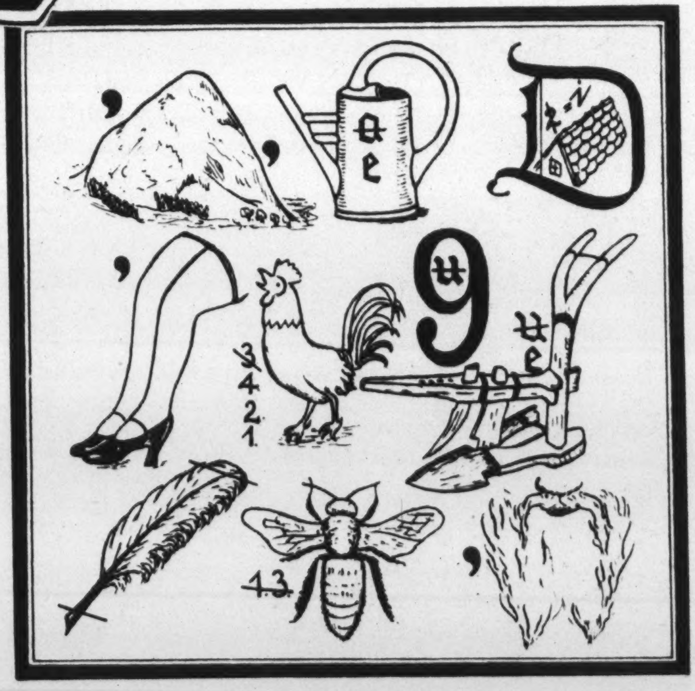
Kurzweil am Feierabend



Blumenrätsel - Rosette

(Nachahmung verboten.)

Zunächst sind die Namen der Pflanzen zu suchen. Werden diesen Namen die mit Ziffern bezeichneten Buchstaben entnommen und hernach die Buchstabengruppen mit Hilfe der Bogen des inneren Kreises verbunden, so ergibt sich ein Sprichwort. Die freien Kreisfelder dienen zur Eintragung der entnommenen Buchstaben. (ü im Pflanzennamen = ue.)



Auflösungen aus Heft 7

Rätsel-Rosette

O, es ist so süß, so labend,
Das, was uns die Väter gaben,
Seinen Kindern hinzugeben,
Und sich selbst zu überleben!

Grillparzer.

Silbenrätsel

1. Radi, 2. Ironie, 3. Niederlande, 4. Drossel, 5. Elefant, 6. Riesengebirge, 7. Segelflieger, 8. Eichhörnchen, 9. Herbert, 10. Efeu, 11. Nachen, 12. Malaria, 13. Enkel, 14. Humus, 15. Reventlow, 16. Drama, 17. Anis, 18. Ramses, 19. Anni, 20. Unke, 21. Firnis, 22. Wolga, 23. Anfang, 24. Seerose 25. Degen.

Kinder sehen mehr darauf was die Eltern tun, als was sie sagen.

Bilderrätsel

Selbstgeschaffenes Unglück lastet schwer.

Verlag der „Reichselternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.
Unberechtigter Nachdruck verboten. Unverlangt eingesandte Beiträge werden nur zurückgesandt, wenn Rückporto beigefügt ist.
Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.

Hänschen spielt auf

Aufnahme Elisabeth Hase